

Matthias Krieser

Mach's nicht wie die Schnecke!

25 Predigten über Jesus-Worte



↑↓ Sola-Gratia-Verlag

Matthias Krieser

Mach's nicht wie die Schnecke!

25 Predigten über Jesusworte



Sola-Gratia-Verlag Berlin, 2014

Verlags-Nummer: 003-01-21

www.sola-gratia-verlag.de

Weitere Predigmanuskripte von Matthias Krieser unter
www.predigtkasten.de

Titelfoto: S. Moeller / Wikimedia Commons

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| Vorwort | <u>5</u> |
| Mach's nicht wie die Schnecke! Lukas 21,25-33 / 2. Advent. | <u>6</u> |
| Gottes radikale Liebe Johannes 3,16-21 / Weihnachtsfest. | <u>10</u> |
| Wohnen im Licht Johannes 12,46 / Sonntag nach Weihnachten. | <u>13</u> |
| Ich lebe und ihr sollt auch leben Johannes 14,19 / Neujahrstag. | <u>16</u> |
| Wider das Leistungsprinzip Matthäus 20,1-16 / Septuagesimä. | <u>20</u> |
| Gottes automatisches Reich Markus 4,26-29 / Sexagesimä. | <u>25</u> |
| Die bösen Restaurant-Pächter Markus 12,1-12 / Reminiszere..... | <u>29</u> |
| Jesus weckt den Osterglauben Lukas 24,36-49 / Osterfest..... | <u>34</u> |
| Der beste Hirte Johannes 10,11-16 / Hirtensonntag. | <u>39</u> |
| Der Heilige Geist fülle die Herzenschale Johannes 16,5-15 / Pfingstfest. | <u>43</u> |
| Christsein heißt hören Lukas 10,16 / 1. Sonntag nach Trinitatis. | <u>48</u> |
| Entkräftung zweier Vorurteile über die Buße Lukas 15,1-10 / 3. Sonntag nach Trinitatis. | <u>53</u> |
| Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist Lukas 6,36-42 / 4. Sonntag nach Trinitatis. | <u>57</u> |

| | |
|---|----------------------------|
| Von Angeberei, Ehre und Schande | |
| Lukas 14,7-11/ 6. Sonntag nach Trinitatis..... | <u>61</u> |
| Salz der Erde | |
| Matthäus 5,13 / 8. Sonntag nach Trinitatis. | <u>65</u> |
| Wer Gott vertraut, hat keine Sorgen | |
| Matthäus 6,24-34 / 15. Sonntag nach Trinitatis..... | <u>70</u> |
| Warum der Glaube allmächtig macht | |
| Markus 9,23 / 17. Sonntag nach Trinitatis..... | <u>75</u> |
| Die Kunst zu ermahnen und sich ermahnen zu lassen | |
| Matthäus 18,15-18 / 22. Sonntag nach Trinitatis..... | <u>79</u> |
| Der Augenblick, auf den es ankommt | |
| Johannes 5,28-29 / Vorletzter Sonntag im Kirchenjahr..... | <u>84</u> |
| Vom Schätze-Sammeln | |
| Matthäus 6,19-21 / Erntedankfest. | <u>89</u> |
| Macht das Haus meines Vaters nicht zur Markthalle! | |
| Johannes 2,16b / Reformationstag..... | <u>94</u> |
| Heilige haben es gut | |
| Matthäus 5,1-12 / Gedenktag der Heiligen. | <u>99</u> |
| Vom sinnvollen Leben | |
| Johannes 15,8 / Konfirmation. | <u>104</u> |
| Das wichtigste Ich-bin-Wort Jesu | |
| Johannes 14,6 / Ökumenische Veranstaltung. | <u>109</u> |
| Zum Leben hindurchgedrungen | |
| Johannes 5,24 / Beerdigung..... | <u>114</u> |
| Über den Autor. | <u>117</u> |

Vorwort

In manchen Ausgaben des Neuen Testaments sind bestimmte Textteile rot gedruckt. Es handelt sich um die Worte, die Jesus selbst gesagt hat. Die rote Farbe macht deutlich: Hier haben wir es mit besonders wichtigen Gottesworten zu tun.

Die 25 Predigten in diesem Buch legen solche direkten Herrenworte aus. Sie richten sich an die christliche Gemeinde, die sich Sonntag für Sonntag im Gottesdienst versammelt. Es handelt sich um eine Auswahl aus den vielen Predigten, die ich als Gemeindepfarrer in den letzten 25 Jahren gehalten habe. Sie sind nach dem Kirchenjahr gegliedert. Am Schluss stehen noch ein paar Predigten, die ich zu besonderen Anlässen gehalten habe.

Die vorangestellten Bibeltexte kommen aus der Übersetzung Martins Luthers mit leichter Anpassung an den heutigen Sprachgebrauch.

Das ganze Buch stelle ich unter das Wort Jesu: „Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren.“ (Lukas 11,28)

Fürstenwalde (Spree), im März 2014

Matthias Krieser

Mach's nicht wie die Schnecke!

Predigt über Lukas 21,25-33 zum 2. Advent

Jesus sagte: Es werden Zeichen geschehen an Sonne, Mond und Sternen. Auf Erden wird den Leuten bange sein, und sie werden Angst haben. Das Meer und die Wellen werden tosen. Die Menschen werden vor Furcht verzagen in Erwartung der Dinge, die kommen sollen auf Erden, denn auch der Himmel Kräfte werden sich verändern. Als dann werden sie den Menschensohn kommen sehen in einer Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wenn dies aber anfängt zu geschehen, so seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht. Er sagte ihnen auch ein Gleichnis: Seht an den Feigenbaum und alle Bäume! Wenn sie jetzt ausschlagen, so seht ihr es an ihnen und merkt, dass jetzt der Sommer nah ist. Ebenso wisst, wenn ihr dies alles anfangen seht, dass das Reich Gottes nah ist. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Wohl jedes Kind hat das schon einmal beobachtet: Wenn man einer Schnecke gegen ihre Fühler stubbst, dann zieht sie die blitzschnell ein. Meistens zieht sie dann auch noch ihren Kopf zurück und verkriecht sich ganz in ihr Schneckenhaus. Die blinde Schnecke meint nämlich, dass ihr da etwas Gefährliches begegnet, und aus Angst vor dieser Gefahr zieht sie sich in sich selbst zurück.

Ebenso machen es viele Menschen: Wenn sie Gefahr wittern und Angst bekommen, ziehen sie ihre Köpfe ein und verkriechen sich in sich selbst. Nun sind wir Menschen aber keine Schnecken. Was der Schöpfer der Schnecke als hilfreichen Instinkt auf den Lebensweg mitgegeben hat, das gilt nicht für uns Menschen. Darum ruft Jesus uns zu: „Seht auf und erhebt eure Häupter!“ Es ist, als wollte er uns damit sagen: Zieht nicht gleich eure Köpfe ein, wenn es ungemütlich wird! Lasst euch nicht von eurer Angst unterkriegen! Seht auf, erhebt eure Häupter, seht nach vorn, blickt eurer Zukunft furchtlos ins Auge! Denn am Ende eurer Zukunft warten nicht Untergang und Verderben auf

euch, sondern *ich* warte da auf euch, ich komme auf euch zu, euer Erlöser!
„Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“

Jesus hat das in einer langen Predigt gesagt, wo es um die Endzeit geht, also um die letzte Zeit vor dem Jüngsten Tag. Er hat schreckliche Dinge vorausgesagt, die in der Endzeit passieren werden: ungewöhnliche Erscheinungen am Himmel, Sturmwellen auf dem Meer, auch Kriege, Erdbeben und Hungersnöte. Alles, was vorher Halt gab und stabil war in der Welt, das soll dann ins Wanken kommen. Und er hat vorausgesagt, dass sich große Furcht unter den Menschen ausbreiten wird; sie werden angesichts solcher gewaltigen Ereignisse verzagen und ganz verstört sein.

Ja, auch die seuchenartig um sich greifende Angst ist ein Zeichen der Endzeit. Jesus sagte: „Auf Erden wird den Leuten bange sein.“ Das erleben wir jetzt unter uns und an uns selbst: Zwar leben wir nicht im Krieg, zwar brauchen wir keine Hungersnot zu fürchten, zwar befinden wir uns nicht in einem Erdbeben-gefährdeten Gebiet, und doch greift überall seuchenartig die Angst um sich. Viele haben Angst um ihren Arbeitsplatz und ihre soziale Sicherheit. Andere ängstigen sich um ihre Gesundheit, fürchten den Krebs sowie andere lebensbedrohende Krankheiten. Wieder andere haben Angst vor Unfällen, wieder andere vor Terroranschlägen, wieder andere vor gewissenlosen Politikern, deren Entscheidungen sie ausbaden müssen. Ich selbst habe Angst davor, dass die Kräfte ins Wanken gekommen sind, die unsere Gesellschaft zusammenhalten, weil Gottesfurcht und Treue nicht mehr viel gelten in unserem Land, ebensowenig wie Gehorsam und Disziplin, ebensowenig wie Gemeinschaftssinn und familiärer Zusammenhalt. Wenn ich die heutige Welt vergleiche mit der Welt, in der meine Großeltern groß geworden sind, muss ich feststellen, dass sehr viel ins Wanken gekommen ist; die Geschehnisse des 20. Jahrhunderts haben nicht nur Deutschland, sondern die halbe Welt ins Wanken gebracht. Und da sind die meisten Menschen eben verunsichert, ängstigen sich über dies und das, auch wenn viele es nach außen hin nicht zeigen.

Dass die Weltzeit gegen Abend hin von angstmachenden Ereignissen und Zuständen geprägt sein wird und dass die Menschen dann auch wirklich immer mehr Angst haben werden, das hat Jesus unmissverständlich vorausgesagt. Er hat damit eigentlich nichts Neues gesagt, denn auch die Propheten des Alten Testaments haben das schon angekündigt. Einige der Worte, die Jesus in seiner Predigt gebrauchte, sind sogar wörtliche Propheten-Zitate. Und

auch dies war nichts Neues: All die schrecklichen Endzeit-Ereignisse werden sich zuspitzen auf den einen großen Tag des Herrn, den einen schrecklichen Tag, der auf Gottes Gericht über alle Menschen hinausläuft. Selbst dass Gottes Erlöser an diesem Tag sichtbar wiederkommen wird, hat bereits der Prophet Daniel vorausgesagt, und Jesus hat es in seiner Predigt fast wörtlich wiederholt: „Aldann werden die Menschen sehen den Menschensohn kommen in einer Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ Unmittelbar nach diesem Zitat fordert Jesus uns dann auf: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, dann seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“

„Wenn das *anfängt*“, sagt Jesus, also dann bereits, wenn die beängstigenden Vorboten da sind, ehe der Jüngste Tag anbricht. Mit anderen Worten: jetzt, heute, wo uns bereits so viele Vorboten des Jüngsten Tages Angst machen. Jetzt, heute: Macht es nicht wie die Schnecke, zieht nicht ängstlich eure Köpfe ein, verkriecht euch nicht in euch selbst! Denn ihr wisst es ja besser. Ihr wisst, dass es alles so kommen muss, Gott hat die Endzeit der Welt so vorherbestimmt. Wer all das Beängstigende und Schreckliche in der Welt mit Gottes Wort vergleicht, dem drängt sich die Schlussfolgerung auf: Es dauert nicht mehr lange, dann ist Schluss mit dieser Welt und dann kommt Jesus wieder. Er kommt so sicher wie das Amen in der Kirche und wie der Sommer nach dem Winter. Wer sich mit der Pflanzenwelt in Palästina auskennt, der weiß: Wenn sich am Feigenbaum Knospen bilden, dann dauert es noch zwei bis drei Monate, und die kalte Jahreszeit ist vorbei. Jesus machte daraus ein Gleichnis für das Warten auf sein Wiederkommen: „Seht an den Feigenbaum und alle Bäume! Wenn sie jetzt ausschlagen, so seht ihr es an ihnen und merkt, dass jetzt der Sommer nah ist. Ebenso wisst, wenn ihr dies alles anfangen seht, dass das Reich Gottes nah ist. „

Liebe Gemeinde, es ist also in der Tat so: Wenn uns viele Dinge um uns herum Angst machen, dann ist das ein Zeichen von Gott dafür, dass Jesus bald wiederkommt. Wenn es dann soweit ist, wird das zwar auch unter erschreckenden Umständen geschehen; alle, die ihn nicht kennen, werden dann vergehen vor Angst, weil sie merken: Hilfe, Jesus gibt es ja wirklich! Aber wir kennen ihn ja. Wir wissen ja, dass er unser lieber Heiland ist, der sich für uns aufgeopfert und uns erlöst hat. Wir wissen, dass er uns nicht im Stich lassen wird im Gericht, weil er selbst für unsere Sünde und unser Versagen gerade gestanden hat; wir brauchen keine Strafe mehr zu fürchten. Ja, wir dürfen uns auf den Jüngsten Tag freuen, weil an ihm unser Erlöser kommt –

auch diese seine letzte Ankunft gehört zum Themenkreis der Adventszeit. Und mit ihm kommt unsere *endgültige* Erlösung, die *Vollendung* unserer Erlösung, der Einzug in das gelobte Land der ewigen Seligkeit. Wer wollte vor dieser herrlichen Zukunft den Kopf einziehen? Darum macht's nicht wie die Schnecke. „Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“

Also: Aufgeschaut und das Haupt erhoben! Aufgeschaut zum Herrn Jesus Christus, der zur Rechten des Vaters sitzt und die ganze Welt regiert; nichts entgleitet seiner Hand! Aufgeschaut zu unserem Erlöser, der wiederkommen wird, um sein Erlösungswerk an uns zu vollenden! Das Haupt erhoben! Trotz der Angst, trotz der unsicheren Zeiten und aller Schrecknisse der Welt! Verkriechen wir uns nicht in unsere Arbeit, in unsere Sorge, in unsere Hobbies, in unsere Vorurteile! Stellen wir uns der Welt, in die Gott uns hineingestellt hat! Schauen wir uns um, schauen wir auch unsere Mitmenschen an! Widerstehen wir der Versuchung, uns aus Angst in unsere Schneckenhäuser zu verkriechen! Macht's nicht wie die Schnecke! Christus spricht: „Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“ Amen.

Gottes radikale Liebe

Predigt über Johannes 3,16-21 zum Weihnachtsfest

Jesus sagte: Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes. Das ist aber das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Schlechtes tut, der hasst das Licht und kommt nicht zum Licht, damit seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt zum Licht, sodass seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan.

Liebe Freunde!

Gottes Liebe ist radikal. Der Vater im Himmel sagte zu seinem Sohn: Los jetzt, du musst runter auf die Welt! Du musst was für die Menschen tun, sonst verrecken sie alle in ihrer Sünde! Leicht war das für den Vater nicht. Er wusste genau, in was für ein Schlamassel er seinen Sohn schickte. Aber „Gott liebte die Welt so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab.“ Auch der Sohn liebt radikal. Gottes Sohn liebte seinen Vater so sehr, dass er ihm antwortete: Klar doch, ich mache, was du sagst. Das ist zwar ein ziemlich mieser Job, aber wenn es den Menschen hilft – okay. Der Sohn hat seinen Vater und uns Menschen sehr, sehr lieb. Darum verließ er seine gemütliche Luxuswohnung im Himmel und wurde selbst ein Mensch.

Gottes eingeborener Sohn ein *Mensch* – Wahnsinn, diese radikale Liebe! Und was für ein Mensch: Zunächst nur ein Kind, ein hilfloses Baby mit einem Windelpaket am Hintern. In einer Notunterkunft kam er zur Welt, in einem Viehstall. Da gab es kein hübsches Kinderbettchen; ein Futtertrog war der einzige Platz, wo man ihn hinlegen konnte. Gottes Sohn wurde ein Mensch, ein Kind armer Leute. Schon als Baby wollte man ihn umbringen. Seine

Eltern flohen mit ihm und lebten ein paar Jahre lang als Asylanten in Ägypten. Als Jesus dann erwachsen war, zog er wie ein Obdachloser durchs Land und lebte von der Hand in den Mund. Weil er offen die Wahrheit sagte, wurden die Mächtigen im Land wütend auf ihn und sorgten schließlich dafür, dass er am Galgen endete, beziehungsweise am Kreuz. „Gott liebte die Menschen so sehr, dass er seinen einzigen Sohn *hergab*.“ Wirklich total radikal, diese Liebe!

Die Heilige Nacht ist eine entscheidende Station in dieser Liebesgeschichte. Der Vater im Himmel bot einen riesigen Engelchor auf, um den Menschen deutlich zu machen, was da eigentlich abgeht: „Euch ist heute der Retter geboren! Friede auf Erden!“ Heißt das, dass nun alle Menschen Brüder wurden? War nun endlich Schluss mit Bosheit, Streit und Spaltungen? Wir wissen: so war es nicht. Im Gegenteil: Gottes radikale Liebe hat eine grundlegende Spaltung in der Welt verschärft. Zwar ist Gottes Sohn nicht in die Welt gekommen, um uns zu verurteilen, sondern er kam, um uns zu helfen. Aber damit ergibt sich automatisch folgende Spaltung: Einerseits gibt es solche Leute, die sich über Jesus freuen und darauf vertrauen, dass er ihnen hilft. Andererseits gibt es solche Leute, die nichts mit ihm zu tun haben wollen. Jesus selbst hat über sich gesagt: „Nun wird jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.“ Und von den beiden Gruppen meinte er: „Wer sich auf den Sohn Gottes verlässt, der wird nicht verurteilt. Wer sich aber nicht auf ihn verlässt, der ist schon verurteilt, weil er Gottes einzigen Sohn ablehnt.“

Der Gottessohn hat auch einen Vergleich gemacht für sein Kommen in die Welt. Er hat gesagt: „Das *Licht* ist in die Welt gekommen.“ Als Jesus in Bethlehem geboren wurde, da ist bei uns Menschen gewissermaßen eine große Lampe angegangen. Gott hat das den Hirten auf Bethlehems Feldern dadurch gezeigt, dass es mitten in der Nacht plötzlich hell wurde und viele Engel kamen. Wir haben versucht, das heute mit unserem Krippenspiel darzustellen, wo es in der Kirche immer heller wurde. Ja, Gottes radikale Liebe zu uns zeigt sich in der Heiligen Nacht wie ein großes Licht. Licht in der Dunkelheit ist etwas Herrliches: Es vertreibt die Angst und macht, dass man sich besser orientieren kann. Aber helles Licht bringt auch zu Tage, was nicht in Ordnung ist: den Fleck auf dem Hemd zum Beispiel oder die Falten im Gesicht. So ist das auch mit Jesus, mit Gottes großem Licht für die Welt: Wenn wir auf sein Wort hören und auf sein Vorbild achten, dann merken wir, was bei uns alles nicht in Ordnung ist. Wir erkennen, wie verlogen wir oft sind und wie

egoistisch. Darum neigen alle Menschen von Natur aus dazu, sich vor diesem Licht zu verstecken. Jesus sagte: „Die Menschen hatten die Dunkelheit lieber als das Licht; denn ihre Taten waren schlecht. Jeder, der Böses tut, hasst das Licht und bleibt im Dunklen, damit seine schlechten Taten nicht sichtbar werden.“ Aber Gott bringt durch Jesus nicht nur unsere Schlechtigkeit ans Licht, sondern vor allem seine radikal große Liebe. Wenn wir Jesus kennenlernen, dann merken wir: Der Vater im Himmel hat uns trotz unserer Flecken und Falten lieb, trotz unserer Sünde. Er ist nicht wütend oder eingeschnappt. Und er bringt alles wieder in Ordnung durch seinen Sohn. Wir brauchen keine Angst vor ihm zu haben und vor überhaupt garnichts. Auch gibt Jesus uns Orientierung, wie wir künftig besser leben können. Gottes Licht macht uns den Weg hell und schenkt uns die Gewissheit, dass wir unterwegs zum Himmel sind, zum ewigen Leben. Noch einmal: „Gott liebte die Menschen so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab. Nun wird jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.“

Gottes Sohn ist in die Welt gekommen, um uns zu helfen und um uns zum ewigen Leben zu führen. Das ist Gottes Botschaft auch hier und heute, für mich und für dich. Gott möchte, dass wir ihm antworten und sagen: Herr, ich vertraue dir. Nimm mich an in meiner ganzen Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit, die in deinem Licht erkennbar wird. Aber lass mich nicht, wie ich bin, sondern reinige mich, erneuere mich und führe mich zum ewigen Leben. Amen.

Wohnen im Licht

Predigt über Johannes 12,46 zum Sonntag nach Weihnachten

Jesus sagte: Ich bin als ein Licht in die Welt gekommen, damit, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Finsternis – wir wissen kaum mehr, was das ist. In Fürstenwalde ist es nie finster. Straßenlampen, Leuchtreklamen, Mondschein, Licht aus den Fenstern der Wohnungen – all das lässt es nie wirklich dunkel sein, man kann immer etwas erkennen. Was Finsternis eigentlich ist, habe ich erst in Afrika erfahren. Das ist unglaublich, wie rabenschwarz die Nächte da manchmal sind. Zum Beispiel auf dem Land in Botswana, wo es noch keinen elektrischen Strom gibt. Bei Neumond sieht man die Hand vor Augen nicht, und man sieht auch nicht, wo die Füße hintreten. Ohne Taschenlampe darf man sich eigentlich nicht hinauswagen. Natürlich werden in den stromlosen Siedlungen Feuer angezündet und Kerzen, man hat auch Taschenlampen, aber das ist doch nur notdürftiges Licht; die Finsternis ringsum bleibt. Freilich gibt es immer weniger stromlose Dörfer; die Elektrifizierung des Landes schreitet zügig voran. Das ist dann immer eine Freude, wenn wieder ein Haus elektrisches Licht bekommen hat. Die Finsternis hat dann ein Ende, man kann die Nacht zum Tage machen! Und was das noch für zusätzliche Vorteile bringt: Man kann ohne Batterie fernsehen, man kann einen Kühlschrank und eine Waschmaschine benutzen, man kann für handwerkliche Arbeiten elektrische Werkzeuge verwenden! Wer mit elektrischem Strom wohnt, hat Riesenvorteile gegenüber dem, der im Finstern wohnt. Aber nicht alle können sich den Anschluss ans Stromnetz leisten. Die Anschlussgebühr ist sehr teuer, die fällige Elektroinstallation im Haus ebenso, und der Strom selbst kostet auch Geld.

Weihnachten ist so, wie wenn die finstere Welt an Gottes Stromnetz angeschlossen wird. Jesus sagte: „Ich bin als ein Licht in die Welt gekommen, damit, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt.“ Man kann auch

übersetzen: „...damit, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis *wohnt*.“ Wer an Gottes Stromnetz angeschlossen ist, wer an Jesus Christus glaubt, bei dem hat die Finsternis ein Ende, sein Leben erstrahlt im Licht und Glanz des Gottessohnes. In diesem Licht erkennen wir Gottes Liebe und Barmherzigkeit, und dieses Licht bringt uns viele zusätzliche Vorteile: Wir finden Hoffnung, wir finden Frieden, wir finden Freude, wir finden gute Gemeinschaft, wir finden Anleitung für gelingendes Leben. Mit Jesus ist Gottes Licht in die Welt gekommen, und wo dieses Licht ins Leben tritt, da wird aus Nacht Tag.

Was bedeutet das denn nun, dass wir durch Jesus nicht mehr im Finstern sind?

Erstens: In diesem Licht erkennen wir Gott. Gott bleibt nicht dunkel und unerkannt, ein launisches Schicksal, das bald Glück schenkt, bald unbarmherzig zuschlägt. In Jesus zeigt Gott sich uns mit einem menschlichen Gesicht. Und wir wissen, selbst wenn wir Schweres aushalten müssen: Dennoch hat Gott uns lieb, und er belastet uns nie stärker, als wir ertragen können.

Zweitens: In diesem Licht erkennen wir die Welt. Wir erkennen, dass Gott sie sehr gut geschaffen hat. Wir erkennen, dass er ihr eine gute Ordnung gegeben hat, die sich auch in seinen Geboten zeigt. Wir sehen unsere Mitmenschen trotz unserer Schwächen und Fehler mit Augen der Liebe an, denn auch Jesus hat ja wirklich jeden Menschen lieb. Nüchtern nehmen wir die Welt wahr in ihrer Sünde und Vergänglichkeit, wissen jedoch zugleich, dass Jesus die Sünden vergibt und die Welt überwunden hat.

Drittens: In diesem Licht sehen wir die Zukunft anders. Wer Jesus nicht kennt, für den ist der Übergang vom alten zum neuen Jahr so, wie wenn er aus der Tür seines Hauses in die rabenschwarze Finsternis Afrikas tritt. Nichts ist sicher erkennbar, man kann nur ahnen und tasten. Was wird mit dem Arbeitsplatz? Was wird mit der Gesundheit? Was wird mit der Familie? Was wird mit der sozialen Sicherheit? Was wird mit dem Frieden? Welche Unglücke und Katastrophen lauern im neuen Jahr? Was wird da alles wieder über uns hereinbrechen? Zukunftsangst beherrscht den heutigen Menschen, und das ist nichts anderes als die Finsternis, wenn man glaubenslos durch die Zeit geht. Wer an Jesus glaubt, für den ist das neue Jahr nicht finster. Er sieht natürlich auch nicht alles, was auf ihn zukommt, aber er sieht genug. Er weiß, es ist ein Jahr des Herrn, und dieser Herr hat alle Haare auf meinem Kopf gezählt, und kein Spatz fällt vom Baum gegen seinen Willen. Wer im Licht des Glaubens durch das neue Jahr geht, kann das ganz getrost tun, denn er weiß: Jeden

neuen Tag ist Jesus an meiner Seite und wird mir Gutes schenken. Und am Ende meiner Reise durch die Zeit wartet das große Licht der ewigen Herrlichkeit auf mich.

Viertens: Das Licht Jesu vertreibt die Finsternis der Traurigkeit. Wenn nach trüben Tagen die Sonne wieder hell scheint, dann kann kaum einer noch traurig bleiben. So ist das mit der Gnadensonne Jesus Christus: Sie erleuchtet das Haus meines Lebens taghell, und alles strahlt in leuchtenden Farben. Hat Jesus mich so lieb, was sollte ich da noch traurig sein? Ist Gott für mich, wovor sollte ich noch Angst haben?

Fünftens – und das ist das Entscheidende: Jesus bringt Licht in die Dunkelheit unserer Sünde. Der Egoismus, der Hass, die Flucht vor Gott, das Wegschieben der Verantwortung für andere – all das macht das Leben finster. Wer in Sünde lebt, scheut das Licht des Tages; er schämt sich, er bleibt lieber unter dem Deckmantel der Finsternis. Jesus, das helle Licht, deckt unsere Sünde auf, wir können uns dann nicht mehr damit verstecken. Das ist zunächst schmerzhaft, aber es ist heilsam. Denn wo helles Licht herrscht, da kann richtig saubergemacht werden. Da können auch die letzten Winkel unseres Lebenshauses vom Schmutz befreit werden. Jesus ist als Licht in die Welt gekommen, um Sünder selig zu machen.

Jesus sagte: „Ich bin als ein Licht in die Welt gekommen, damit, wer an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt.“ Wenn ein Menschen an Jesus glaubt, dann ist das so, wie wenn sein Lebenshaus an Gottes Stromnetz angeschlossen wird und in nie gesehener Helligkeit erstrahlt. Freilich, mancher sagt auch hier – wie einige in Botswana: Das ist mir zu teuer, das kann ich mir nicht leisten. Ja, viele denken, der Glaube ist zu teuer: Da muss man viel Zeit und viel Geld für die Kirche aufwenden, da muss man sein Leben gründlich ändern, da muss man von lieb gewordenen Gewohnheiten lassen. Aber das ist nicht wahr, es ist nicht teuer für uns Menschen. Teuer war es nur für Jesus selbst; der hat mit seinem Leben dafür bezahlt, dass es bei uns hell wird. Jesus will dieses Licht allen Menschen schenken. Glaube ist nichts anderes, als sich dieses Licht schenken zu lassen. Das, was viele unwissend für teuer halten beim Glauben, das ist in Wahrheit die große Veränderung, die durch das neue Licht im Leben eintritt. Natürlich, wer elektrischen Strom hat, sitzt nicht mehr im Dunkeln; vieles ändert sich in seinem Leben, aber das ist ja gerade das Gute. Darum: Freuen wir uns, dass wir im Licht des Herrn Jesus Christus leben dürfen, und tun wir nicht so, als säßen wir noch in der Finsternis! Amen.

Ich lebe und ihr sollt auch leben

Predigt über Johannes 14,19 zum Neujahrstag

Jesus sagte: Es dauert noch eine kleine Weile, dann wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollte auch leben.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

„Ihr sollt leben!“, ruft Jesus uns am Anfang dieses neuen Jahres zu. Was meint er mit „leben?“ Er gibt damit keine Überlebensgarantie für unser leibliches Leben in dieser Welt. Keiner von uns kann sicher sein, dass er den Silvestertag dieses Jahres noch erleben wird; wir können nicht einmal mit Gewissheit sagen, dass wir den morgigen Tag erleben werden. Jesus gibt mit diesem Wort auch keine Garantie für eine bestimmte *Lebensqualität*, für einen bestimmten Lebensstandard. Manche von uns müssen sogar damit rechnen, in diesem Jahr ihren Gürtel enger zu schnallen. Und auch diejenigen, die für einen komfortablen Lebensstandard finanziell gut abgesichert sind, wissen nicht, ob nicht andere Einbußen in der Lebensqualität auf sie warten – etwa durch Krankheit, durch den Verlust lieber Menschen oder durch andere einschneidende Ereignisse, die man nicht voraussehen kann.

Trotzdem gilt das Wort des Herrn Jesus Christus für alle seine Jünger: „Ihr sollt leben!“ Es geht dabei nämlich nicht um das leibliche Leben und auch nicht um die Lebensqualität, es geht um das Leben in seinem tiefen und eigentlichen Sinn; Gottes Wort nennt es auch „das ewige Leben“. Es geht darum, ob wir mit Gott leben – egal ob wir bequem leben oder ob wir notvoll leben oder ob wir sterben. Es geht um die Verbindung mit unserem Schöpfer, der uns ins Leben gerufen hat. Tot im tiefen und eigentlichen Sinne ist der, der die Verbindung mit Gott verloren hat; lebendig im tiefen und eigentlichen Sinne ist der, der mit Gott in Verbindung steht; ganz unabhängig davon, ob unser Herz noch schlägt oder nicht, und ganz unabhängig davon, wie kräftig es noch schlägt. Dieses Leben mit Gott, dieses ewige Leben verheißt Christus seinen Jüngern mit dem Wort: „Ihr sollt leben.“

Aha, denkt jetzt der fromme Christ, dann will mich die Jahreslosung also ermuntern, auch im kommenden Jahr brav zu glauben und fromm zu leben, damit die Verbindung zu Gott erhalten bleibt und ich ewiges Leben habe. Da ist etwas Wahres dran – und trotzdem stimmt es nicht! Denn wer mit Aufbietung aller Willenskraft glauben und fromm leben will, wird dabei Schiffbruch erleiden. Der Teufel wird ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Er wird feststellen: Je mehr ich glauben will, desto angefochtener ist mein Glaube! Und: Je frömmere ich leben will, desto mehr erkenne ich, wie unfrohm es eigentlich in meinem Herzen aussieht. Auch Martin Luther hat diese Erfahrung gemacht, als Mönch. Was hat er falsch gemacht? Wo ist das Problem?

Das Problem ist, dass da einer sein Leben selbst in die Hand nehmen will – das Leben im tiefen und eigentlichen Sinn. Er denkt, mit dem Glauben und mit dem ewigen Leben ist es ebenso wie mit dem leiblichen Leben in dieser Welt und mit unserem täglichen Leben: Man muss selbst etwas dafür tun – man muss Geld verdienen, man muss essen, man muss in Bewegung bleiben, man muss zum Arzt gehen, man muss seine Medizin nehmen, man muss für's Alter vorsorgen, man muss dies tun, man muss das tun.... Das sind alles Willensentscheidungen und Aktivitäten, die unser leibliches Leben mitbestimmen. Aber das Leben mit Gott, das Leben in seinem eigentlichen und tiefen Sinne, ist ganz anders. Wenn wir da etwas mit eigenem Willen und eigener Kraft anstreben, dann erreichen wir das Gegenteil. Denn dann erliegen wir der Illusion, die Quelle des Lebens sei in uns selbst. Wer dieser Illusion erliegt, der schneidet sich von der wahren Lebensquelle, von Gott, ab. Wer selbst sein Leben in die Hand nehmen will, der nimmt es Gott *aus* der Hand. Wer aus eigener Kraft glauben und fromm sein will, der erweist damit eigentlich seinen Unglauben, denn er vertraut dabei nicht auf Gott als Quelle des Lebens, sondern er sucht die Quelle des Lebens bei sich selbst, in seiner eigenen Glaubenskraft nämlich. Wer aus eigener Kraft das Leben im eigentlichen und tiefen Sinne finden will, der tut, wie die ersten Menschen taten bei der Ur-sünde: Aus eigener Willensentscheidung aßen sie vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, weil sie meinten, sie würden dadurch werden wie Gott; in Wahrheit aber schnitten sie sich damit von Gott, der Lebensquelle, ab und wurden sterblich.

Es ist so wie bei einem Radio, das wahlweise mit Batterie oder mit Netzstrom betrieben werden kann. Die Stromquelle ist sozusagen die Lebensquelle; sie bringt erst Leben ins Radio und macht es fähig, seinen Zweck zu erfüllen. Ein

Mensch, der die Quelle des Lebens bei sich selbst sucht – in seiner eigenen Kraft, in seinen Fähigkeiten, in seinem Willen zum Erfolg, in seinem Glauben an sich selbst oder sogar in seinem religiösen Glauben – , der wird damit eine Weile leben können, so wie das Radio im Batteriebetrieb eine Weile spielt, aber früher oder später ist es aus damit. Ein Mensch dagegen, der in Verbindung mit Gott steht und sein Leben aus dieser Quelle speist, der gleicht einem Radio im Netzbetrieb; der ist angeschlossen an eine unerschöpfliche Lebensquelle; der hat ewiges Leben. Und da merken wir: Wenn Jesus sagt „Ihr sollt leben!“, dann ist das kein Appell unsere Willens- und Glaubenskraft, sondern dann ist das eine Zusage, ein Versprechen, ein Geschenk. Jesus verspricht damit, dass seine Jünger stets mit Gott, der Lebensquelle, verbunden bleiben sollen und so das ewige Leben haben. Das einzige, was diese Verbindung zunichte machen könnte, wäre, wenn ein Jünger sozusagen den Netzstecker zöge und auf Batteriebetrieb weiterlaufen wollte; wenn er also sein Leben durch eigenen Willen, eigene Glaubenskraft und eigene Frömmigkeit erhalten wollte. Davor bewahre uns Gott!

Damit wir vor solch dummen und gefährlichen Gedanken bewahrt bleiben, hat Jesus nicht nur versprochen: „Ihr sollt leben“, sondern er hat eine entscheidend wichtige Aussage vorangestellt: „Ich lebe!“ Er hat das ewige Leben seiner Jünger mit seinem eigenen Leben in Verbindung gebracht. Das Charakteristische am Jünger Jesu ist es ja, dass er nichts aus sich selber ist, sondern dass sein Lebenssinn darin besteht, in Gemeinschaft mit dem Meister zu leben. Über diesen Meister aber hat er Verbindung zum lebendigen Gott, zur Quelle des Lebens.

„Ich lebe“, diese kurze Aussage Jesu bedeutet weit mehr als nur die Tatsache dass er selbst, der Gottessohn, mit dem Vater in enger Verbindung steht deshalb selbst lebendig ist im tiefen und eigentliche Sinne. Er hat mit dieser kurzen Aussage zusammengefasst, was er seinen Jüngern im größeren Zusammenhang dieses Wortes ausführlich entfaltetete. „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh. 14,9), hat er in diesem Zusammenhang gesagt, und: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh. 14,6), und: „Glaubt an Gott und glaubt an mich“ (Joh. 14,1). Er hat seinen Jüngern also deutlich gemacht, dass in ihm, dem Jesus von Nazareth, Gott selbst den Menschen begegnet, und *nur* in ihm. „Ich lebe“, das bedeutet in diesem Zusammenhang also: „Ich bin der lebendige Gott, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt“ – so, wie er’s dann später dem Johannes gegenüber wiederholt hat und wie es in der Offenbarung geschrieben steht: „Ich bin der Erste und der Letzte und der

Lebendige“ (Offb. 1,18). „Ich lebe“, das erinnert an Gottes Namen, mit dem er sich dem Mose am brennenden Busch und seinem Volk von alters her offenbart hat: JAHWE – ich bin, der ich bin – ich bin der eine lebendige Gott; der Gott, der wahrhaft *ist*, der wirklich existiert. Und dieser eine wahre lebendige Jahwe-Gott, der Herr und Schöpfer, der ist in Jesus Christus Mensch geworden. Wer auf Jesu Worte hört, hört Gottes Worte. Wer auf Jesu Leben achtet, der sieht Gottes Tun. Wer Jesu Liebe erfährt, der erfährt Gottes Liebe. Wer Gott finden will, der suche Jesus. Wer aber Jesus verachtet, der verachtet Gott. „Ich lebe“, sagt Jesus und meint damit: „Ich bin der lebendige Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit“.

Und nun schauen wir auf die Losung im Ganzen: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Jesus verheißt allen seinen Jüngern das ewige Leben, das Leben in seinem eigentlichen und tiefen Sinne, das Leben mit Gott. Er verspricht es ihnen, weil sie zu ihm gehören und weil sie durch ihn angeschlossen sind an die Lebensquelle, den Vater im Himmel, den Schöpfer und Erhalter der Welt. Dieses Wort will uns Mut machen für das neue Jahr und uns gewiss machen, dass wir durch Jesus die Fülle des Lebens haben. In der Taufe hat er dir dieses Leben persönlich zugeeignet, denn in der Taufe bist du sein Jünger geworden. „Ihr sollt leben“ – ihr habt das ewige Leben durch Jesus Christus! Unabhängig davon, ob ihr in diesem Jahr viel Freude oder viel Sorge haben werdet. Unabhängig davon, ob ihr arm oder reich seid, krank oder gesund. Unabhängig davon, ob eure Pläne und Vorhaben gelingen oder ob ihr in mancherlei Hinsicht scheitert. Unabhängig davon, ob euer Glaube fest oder angefochten ist. Unabhängig davon, ob euer Glaube herrliche sichtbare Früchte hervorbringt oder nur sehr kümmerliche, sehr unscheinbare. Denn für euer Leben im tiefen und eigentlichen Sinn ist nicht wichtig, was ihr selbst schafft und hervorbringt, es ist nur eins wichtig: dass ihr durch den lebendigen Herrn Jesus Christus mit der Lebensquelle verbunden seid und bleibt. Amen.

Wider das Leistungsprinzip

Predigt über Matthäus 20,1-16 zum Sonntag Septuagesimä

Jesus sagte: Das Himmelreich gleicht einem Gutsherren, der am Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Als er mit den Arbeitern über einen Silbergroschen Tagelohn einig geworden war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und er ging aus um die dritte Stunde, sah andere an dem Markt müßig stehen und sprach zu ihnen: Geht ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus um die sechste und neunte Stunde und handelte ebenso. Um die elfte Stunde ging er nochmals aus, fand andere müßig stehen und sprach zu ihnen: Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sprach zu ihnen: Geht ihr auch hin in den Weinberg, und was recht sein wird, soll euch gegeben werden. Als es nun Abend war, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Zahlmeister: Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, angefangen von den letzten bis zu den ersten. Da kamen die, die um die elfte Stunde eingestellt worden waren, und jeder empfing seinen Silbergroschen. Als aber die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen, aber sie empfingen auch jeder seinen Silbergroschen. Als sie den empfingen, murrten sie gegen den Gutsherren und sprachen: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Er antwortete aber und sagte zu einem von ihnen: Mein Freund, ich tu dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir übereingekommen um einen Silbergroschen? Nimm, was dein ist, und gehe! Ich will aber diesem Letzten ebensoviel geben wie dir. Oder habe ich etwa keine Macht, mit dem, was mir gehört, zu tun, was ich will? Bist du neidisch, weil ich so gütig bin? So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Überall fragt man heute nach dem Preis-Leistungs-Verhältnis, denn niemand will beim Einkaufen zuviel bezahlen. Auch beim Verkaufen von Arbeitskraft herrscht das Leistungsprinzip: Gute Arbeit verdient guten Lohn, aber „wer

nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen“, wie es in der Bibel heißt (2. Thess. 3,10). Das Leistungsprinzip ist etwas ganz Normales. Bei den Kindern fängt es an: Viele können sich mit häuslichen Arbeiten ihr Taschengeld aufbessern, und wo Geschwister sind, da achten sie gegenseitig peinlich genau auf das Preis-Leistungs-Verhältnis. In der Schule gibt es gute Zensuren für gute Leistungen, jedenfalls sollte das so sein. Im Arbeitsleben und in der Wirtschaft ist das Leistungsprinzip sowieso der wichtigste Grundsatz. So darf es uns nicht verwundern, wenn auch der Jünger Petrus seinen Herrn und Meister einmal nach dem Preis-Leistungs-Verhältnis der Jüngerschaft fragte: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür gegeben?“ Im Verlauf seiner Antwort erzählt Jesus das Gleichnis, das wir heute als Evangeliumslesung gehört haben, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg.

„Also mit dem Himmelreich ist das so ähnlich wie mit einem Gutsherrn, der sich morgens auf den Weg machte, um Tagelöhner für seinen Weinberg einzustellen“, beginnt Jesus. Und dann folgt die Geschichte, die jedem Gewerkschaftsfunktionär die Zornesröte ins Gesicht treiben muss. Der Gutsherr findet kurz nach Sonnenaufgang auf dem Marktplatz einige arbeitswillige Männer. Nach kurzer Tarifverhandlung einigt er sich mit ihnen auf einen Silbergroshen Tagesverdienst, wobei die Arbeitszeit selbstverständlich bis Sonnenuntergang läuft, bis etwa sechs Uhr abends. Dem guten Mann fehlen aber immer noch Arbeiter, und so stellt er weiter Tagelöhner vom Marktplatz an, die er da jeweils um neun Uhr, um zwölf Uhr um 15 Uhr und um 17 Uhr findet. Mit ihnen verhandelt er nicht über den Lohn, sondern sagt ihnen einfach: „Ich will euch geben, was recht ist.“ Die Männer nehmen das Angebot an, sind sie doch froh, überhaupt noch Arbeit gefunden zu haben an diesem Tag. Bei der Abrechnung um 18 Uhr gibt es dann die große Überraschung: Die Letzten, die nur eine Stunde gearbeitet haben, bekommen den vollen Tageslohn, einen ganzen Silbergroshen! Aber die anderen bekommen nicht mehr. Verständlich, dass die ersten murren. Wie würde sich heute ein Angestellter verhalten, wenn der Chef einem anderen für nur zehn Prozent der Arbeitszeit denselben Lohn geben würde? Wenn der eine fünf Euro Stundenlohn bekäme und der andere, der dasselbe leistet, 50 Euro?

„Mit dem Himmelreich ist das so ähnlich wie mit diesem Gutsherrn“, beginnt das Gleichnis – so ähnlich wie mit diesem Gutsherrn, der das Leistungsprinzip völlig über den Haufen wirft. Wer bereits bei diesem Anfang gut zuhört, der hört heraus, was das Entscheidende bei der Geschichte ist: Gott selbst! Es geht

ums Himmelreich, um das Reich Gottes, also um Gottes Art und Weise zu herrschen. Der Gutsbesitzer im Gleichnis, das ist niemand anderes als Gott. Das Gleichnis sagt also kurz und bündig: Wo Gott herrscht, da wird das Leistungsprinzip über den Haufen geworfen, da sind Preis-Leistungs-Betrachtungen fehl am Platz. Auch die Überlegung des Petrus, was denn die Jesus-Nachfolge einbringt, hat da nichts zu suchen. Im Reich Gottes geht es allein darum, auf Gott zu schauen und auf sein wunderbares Tun. Das ist auch das Wichtigste, wenn wir das Gleichnis richtig deuten wollen. Am wichtigsten ist die Frage: Was tut Gott?

Ja, was tut er denn nach diesem Gleichnis?

Erstens stellt Gott an. Er ruft Menschen in seinen Weinberg, in seinen Dienst. Wie der Hausherr zu den Tagelöhnern auf dem Marktplatz sagt: „Kommt und arbeitet in meinem Weinberg“, so sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Kommt und folgt mir nach!“ Auch uns gilt dieser Ruf. Auch uns trifft Gottes Wort, immer wieder: „Tut Buße! Glaub an das Evangelium! Werdet Jünger Jesu!“ Diesem Ruf zu folgen ist eine Grundvoraussetzung des Gleichnisses. Da ist nicht die Rede von Männern, die auf dem Marktplatz fleißig Karten spielen und dem Gutsherrn über die Schulter zurufen: „Tut uns leid, wir haben keine Zeit!“ Da ist nicht die Rede von Männern, die ihm gelangweilt entgegen: „Im Weinberg arbeiten? Das ist uns viel zu anstrengend; wir wollen hier unser Leben genießen!“ Es ist nur die Rede von Männern, die dem Ruf folgen. Kein Wunder: Es ist ja ein Gleichnis für Jünger, für Menschen also, denen Gottes Wort etwas bedeutet. Wir tun gut daran, diese Grundvoraussetzung eines Christenmenschen zu erfüllen: nämlich zu hören, wenn der Herr des Weinbergs ruft; wenn er zum Glauben ruft und in sein Reich ruft.

Erstens stellt Gott an, und *zweitens* teilt er aus. Was teilt er aus? Einen Silbergroschen, für jeden einen ganzen. Wieviel ist das? Es ist die Summe, von der ein Tagelöhner zur damaligen Zeit für einen Tag mit seiner Familie leben konnte. Verstehen wir jetzt, was der Gutsherr meint, als er den ärgerlichen Ersten fragt: „Siehst du scheel drein, weil ich so gütig bin“? Gütig ist der Herr: Er gibt jedem das, was er für diesen Tag *braucht*, nicht unbedingt das, was er verdient hat. Aus *Güte* wirft er das Leistungsprinzip über den Haufen. Er will, dass auch die Letzten noch leben können. Wer wollte ihn um dieser Güte willen angreifen? Dieser Gutsherr ist weniger ein Arbeitgeber als vielmehr ein Sozialamt, noch dazu ein sehr gütiges, freundliches, das nicht erst endlose Formulare ausfüllen lässt, sondern freigiebig austeil, was not ist.

Ja, so ist Gott in seiner großen väterlichen Güte und Barmherzigkeit. An jedem Tag unseres Lebens schenkt er uns das, was wir brauchen. Und wenn unsere Erdentage abgelaufen sind, schenkt er uns die ewige Seligkeit. Er schenkt es allen, die zu seinem Reich gehören, allen, die in seinem Weinberg arbeiten, egal, wieviel sie arbeiten.

Damit ist das Entscheidende aus diesem Gleichnis gesagt. Nur eins bereitet mir noch Unbehagen: die Missgunst derer, die von Anfang an gearbeitet haben. Als ich dieses Gleichnis für die Predigt durchdachte, da stellte sich in meinem Kopf ein Gespräch ein, ein Gespräch zwischen einem heutigen Christen und Gott, und das geht ungefähr so. Der Christ sagt: „Gott, ich habe mal nachgerechnet, was mir der Glaube wert ist, und ich denke, ich schneide da nicht schlecht ab. Wie es gute christliche Sitte ist, gebe ich zehn Prozent von meinem Einkommen für kirchliche Zwecke. Das sind jährlich über tausend Euro! Bei einer geschätzten Lebensarbeitszeit von vierzig Jahren macht das immerhin fünfzigtausend Euro. Auch mein Einsatz an Freizeit ist beträchtlich. Etwa 60 Gottesdienstbesuche im Jahr, mit An- und Abfahrt je zwei Stunden, dazu wöchentlich im Schnitt eine Gemeindeveranstaltung von zwei Stunden plus eine halbe Stunde tägliche Andachtszeit macht jährlich insgesamt 400 Stunden, im ganzen Christenleben wohl 25.000 Stunden, das sind fast drei volle Jahre, ununterbrochen! Damit liege ich weit über dem Durchschnitt der Christenheit in unserem Land und stelle auch noch die meisten anderen Gemeindeglieder in den Schatten. Das müsstest du doch eigentlich mit entsprechendem irdischen Segen lohnen und mit einem guten, gesicherten Platz im Himmel, oder?“ Gott antwortet: „Lieber Freund, ich gebe dir, was du nötig hast. Aber was soll dieses Vergleichen mit anderen? Was soll dieses Leistungsprinzip? Du weißt doch: Das hat in meinem Reich nichts zu suchen. Außerdem irrst du gleich doppelt. Du denkst, du gleichst dem Arbeiter, der bereits früh in meinem Weinberg war. Ich will dir einen zeigen, der eher da war: zum Beispiel diesen armen Christen aus dem Sudan. Er hat wirklich des Tages Hitze getragen, die Hitze der Christenverfolgung nämlich, die dir erspart bleibt. Er hat weite, beschwerliche Fußwege zu den Gottesdiensten auf sich genommen; er hat mehr Freizeit drangegeben als du. Seine Gaben für kirchliche Zwecke reichen zwar nicht an deine heran, aber er hatte stets eine offene Hand für die Armen und Notleidenden unter seinen Landsleuten, er hat geopfert und seinen eigenen kargen Lebensunterhalt geteilt, während du von deinem Überfluss abgegeben hast. Müsste es ihm dann nicht viel besser gehen als dir? Hat er nicht den besseren Platz im Himmel

verdient? Aber wie gesagt: Es geht nicht ums Leistungsprinzip. Denn weder du hast den Himmel und meinen Segen verdient noch er. Das kostet viel, viel mehr. Das hat das Blut meines lieben Sohnes gekostet, der gestorben ist für ihn und für dich und für alle, die auch zu meinem Reich gehören, egal, wieviel sie leisten. Das ist meine Liebe und Güte, dass ich euch den Himmel und meinen Segen gebe, ohne dass es auch nur einer verdient hätte. Mein Sohn hat es alles für euch verdient.“

Liebe Gemeinde, merken wir nun, wie gut Gott es mit uns meint? Dass er die Leistung nicht lohnt, ist Liebe! Würde bei Gott das Leistungsprinzip gelten, so wäre es schlecht um uns bestellt. Darum lasst uns von ihm lernen und in seiner Kirche auch nicht mehr von Leistung reden, vor allem nicht vergleichen. Ich kannte einen Pastor, der hat mir ein paarmal von der „Sünde des Vergleichs“ erzählt. Mit diesem Gleichnis verstehe ich, was er meinte. Es darf in der Kirche nicht darum gehen, die Leistungsfähigkeit oder Frömmigkeit von Gemeindegliedern oder Pastoren miteinander zu vergleichen. Weg mit dem Preis-Leistungs-Verhältnis aus der Kirche! Natürlich sollen wir den Bruder oder die Schwester ermahnen, wenn sie nachlässig werden, aber dazu brauchen wir keinen Vergleich und keine Leistungsnorm. Worauf es letztlich allein ankommt, können wir an dem Gleichnis wunderschön ablesen, an dem Wichtigsten im Gleichnis, an Gott, dem Hausherrn: Erstens wollen wir uns von ihm rufen lassen – zur Buße, zum Glauben, zur Arbeit in seinem Weinberg. Wir wollen ihm mit unserem *ganzen* Leben dienen und zu seiner Ehre leben, nicht nur mit abgemessenen Kirchbeiträgen und Freizeitstunden. Das ganze Leben sei ein Gottesdienst! Jeder tue es, so gut er kann, mit großer oder mit kleiner Kraft. Zweitens aber wollen wir uns von Gott beschenken lassen mit dem Silbergroschen. Wir haben ihn nicht verdient und können ihn auch nicht verdienen. Aber das ist ja gerade das Wunderbare: Auch der Schwache und Geringe, auch der, der erst spät zum Reich Gottes findet, braucht deswegen nicht traurig zu sein. Gott schenkt ihm ja alles, was er nötig hat: Seinen Segen Tag für Tag, und nach den Erdentagen die ewige Seligkeit. Aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit – die in Jesus Christus Fleisch geworden ist. Amen.

Gottes automatisches Reich

Predigt über Markus 4,26-29 zum Sonntag Sexagesimä

Jesus sagte: Mit dem Reich Gottes verhält es sich so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Ackerland streut und dann schläft und wieder aufsteht Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst, ohne dass er weiß wie. Denn die Erde bringt von selbst erst die Halme hervor, danach die Ähren, danach den ausgereiften Weizen in den Ähren. Wenn aber die Erde ihre Frucht gebracht hat, so schickt der Mensch bald die Sichel hin, denn die Erntezeit ist da.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Wer sich früher eine leckere Tasse Kaffee brühen wollte, der musste viel dafür tun. Er musste die Kaffeebohnen mahlen und das Pulver in eine Kanne schütten. Er musste Feuer im Herd machen und einen Wasserkessel aufsetzen. Wenn der Kessel pfiff, musste er ihn vom Herd nehmen und das heiße Wasser in die Kanne gießen. Dann musste er warten, bis der Kaffee sich gesetzt hatte. Danach musste er ihn in eine Tasse gießen und nach Bedarf Milch oder Zucker hinzufügen; erst dann konnte er seinen Kaffee genießen. Heute geht das Kaffeekochen vollautomatisch. Man kann Kaffeautomaten kaufen, die alles von selbst machen: Kaffeebohnen mahlen, Wasser kochen, heißen Dampf durch das Pulver pressen, Zucker und Milch hinzufügen (nach Bedarf sogar aufgeschäumt), alles appetitlich in einer Tasse servieren. Der Mensch braucht nur noch zu Anfang die Bohnen einfüllen und abwarten, dann kann er am Ende den Kaffee genießen.

Was hat der Kaffeautomat des 21. Jahrhunderts mit der Landwirtschaft des 1. Jahrhunderts zu tun? Jesu Gleichnis, das wir eben gehört haben, kommt ja aus diesem Bereich. Überhaupt hat Jesus das Anschauungsmaterial für seine Gleichnisse fast immer aus dem Bereich Lebewesen und aus der Natur genommen; Jesu Gleichnisse handeln von Pflanzen, Tieren und Menschen. Was also hat der Kaffeautomat da zu suchen? Die Antwort finden wir bei den zwei Wörtchen, die genau in der Mitte dieses Gleichnisses stehen: „von selbst“. Im griechischen Urtext ist es sogar nur ein einziges Wörtchen: „auto-

matä“. Das griechische Wort „*automatä*“ bedeutet „von selbst“. Ein Kaffeeautomat ist eine Maschine, die *von selbst* eine fertige Tasse Kaffee zubereitet, *automatisch*, wie man auch sagt. Und der Ackerboden ist gewissermaßen eine göttliche Maschine, die von selbst Weizen produziert. Man muss nur am Anfang die Saat in den Boden bringen, so wie man am Anfang die Kaffeebohnen in den Automaten tun muss.

Was beim Kaffeeautomaten einen Fortschritt der Technik bedeutet, das war beim Ackerboden schon immer so. Deshalb wäre ein Bauer ausgesprochen dumm, wenn er meinte, er müsse sich seinen Weizen von Hand machen. Er wäre dumm, wenn er nachts aus Sorge um seinen Weizen nicht schlief, sondern dauernd aufstünde und aufs Feld ginge, um zu sehen, ob da nicht was zu tun wäre. Er wäre dumm, wenn er seine Weizenkörner tagsüber immer wieder ausbuddelte und an den Wurzelhärchen zöge, damit sie besser wachsen. Er wäre dumm, wenn er sich Nacht und Tag den Kopf darüber zerbräche, wie das denn sein kann, dass da ohne seine Arbeitskraft etwas Gutes entsteht. Dagegen sagt Jesus vom klugen Landwirt in seinem Gleichnis: „Er schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie.“ Erst wenn das Getreide ausgereift ist, muss der Landwirt wieder tätig werden. Dann nimmt er die Sichel und bringt die Ernte ein.

Die Geschichte vom automatischen Ackerboden ist ein Gleichnis für Gottes Reich, so hat Jesus es ausdrücklich gesagt. Wir finden dieses Gleichnis inmitten anderer Reich-Gottes-Gleichnisse. Eines davon haben wir heute als Evangeliumslesung gehört; es ist ebenfalls ein Saat-und-Boden-Gleichnis. Da hat Jesus erklärt, dass der Same Gottes Wort ist, das in die Herzen der Menschen fällt. So müssen wir auch unser Gleichnis deuten: Gottes Reich kommt zu einem Menschen dadurch, dass er das Evangelium hört, das gute Wort vom Heiland Jesus Christus. In dieser Phase können und sollen Menschen tätig sein: Das Evangelium soll gepredigt werden, es soll unter die Leute kommen! Zu diesem Zweck hat Jesus ja den Missionsbefehl gegeben und seinen Jüngern aufgetragen: „Gehet hin und macht zu Jünger alle Völker: Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Matth. 28,19-20). Wenn Christen andere Menschen taufen und sie das Evangelium lehren, dann streuen sie den guten Samen des Wortes aufs Land. Was dann aber das Wort in den Herzen der Menschen tut, das geschieht *von selbst*. Da brauchen wir Menschen nichts zu tun, da können wir auch nichts manipulieren, da ist allein der Heilige Geist am Werk. Gottes Reich entfaltet sich *automatisch*; wir

brauchen uns da keine Sorgen zu machen. Wie sagte Jesus vom Landwirt? „Er schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie.“

Wenn ein Mensch will, dass ein anderer selig wird, dann kann er also nichts weiter tun als ihm das Evangelium zu verkündigen, abzuwarten und darauf zu hoffen, dass Gottes Wort in ihm Frucht bringt. Ja, genau das will Jesus uns mit diesem Gleichnis lehren: Wo es um das Reich Gottes geht, da sollen wir vertrauensvoll abwarten. Beim Reich Gottes müssen wir nicht Pläne schmieden und uns abschinden, so wie Architekten und Maurer Häuser bauen. Beim Reich Gottes machen wir es wie Landwirte: Wir säen den guten Samen aufs Land und warten dann ab in der Hoffnung auf eine gute Ernte. Das Reich Gottes wächst ja von selbst, automatisch, durch die Kraft des Heiligen Geistes. Das Reich Gottes gleicht eher dem Kaffeeautomaten als dem Kaffeekochen vor hundert Jahren. Willst du, dass deine Nachbarn selig werden? Dann sage ihnen etwas von Jesus, lade sie ein in den Gottesdienst und bitte Gott, dass sein Wort in ihren Herzen Wurzeln schlägt. Willst du, dass deine Arbeitskollegen selig werden? Dann zeige ihnen etwas von Jesu Liebe mit Wort und Tat, bete für sie und überlasse es vertrauensvoll Gott, ob daraus etwas reift, was am Jüngsten Tag Frucht bringen wird. Willst Du, dass deine Kinder und Enkelkinder selig werden? Dann lies ihnen aus der Kinderbibel vor und erzähle ihnen von dem Mann, der heute von so vielen verschwiegen wird: Jesus Christus. Bedenke dabei aber: Erzwingen kannst du nichts; es gibt keine Erziehungstricks, die den Glauben garantieren. Bitte nur den Herrn der Ernte, dass er auch in ihren Herzen sein Wort reifen und wachsen lässt. Auch wenn wir als Gemeinde hier am Ort eifrig bemüht sind, andere Menschen zu gewinnen, dann können wir doch letztlich nicht mehr tun als das Wort auszustreuen, zu beten und vertrauensvoll abzuwarten. Wenn wir mehr tun wollten für eine Erweckung, dann wären wir wie dumme Bauern, die nicht begriffen haben, dass der Acker von selbst Frucht bringt, automatisch.

Was für Gottes ewiges Reich gilt, das gilt im übertragenen Sinn auch für unser alltägliches Leben. Auch da gilt es, vertrauensvoll abzuwarten. Auch da gilt es, nicht mit Gewalt eingreifen zu wollen, wo Gott automatisch handelt. Freilich sollten wir sorgfältig prüfen, wo man selber etwas tun kann und wo man Gott machen lassen sollte. Ich will das mal am Beispiel der Krankheit verdeutlichen: Wir können einiges tun, um Krankheiten vorzubeugen; wir können vorsichtig sein und eine gesunde Lebensweise pflegen. Trotzdem kann und wird es passieren, dass wir krank werden. Es kann sogar so weit kommen,

dass auch der Arzt nicht mehr weiter weiß. Dann heißt es vertrauensvoll abwarten und Gott machen lassen. Wir wissen dabei: Unser Leib muss früher oder später vergehen wie das Weizenkorn in der Erde; das müssen wir akzeptieren. Die Seele aber wird nicht verderben, sondern sie wird durch Jesus bewahrt zum ewigen Leben, zum Tag der Ernte, wo wir mit neuen, ausgereiften Leibern auferstehen werden. Ja, dieses Wissen hilft uns jetzt schon, vertrauensvoll abzuwarten, wenn wir krank werden oder sonst eine Not uns plagt. Und so brauchen wir letztlich nur zu bitten: „Gott, gib mir die Gelassenheit, die Dinge anzunehmen, die ich nicht verändern kann, den Mut, die Dinge zu verändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, beides voneinander zu unterscheiden“ (Reinhold Niebur). Amen.

Die bösen Restaurant-Pächter

Predigt über Markus 12,1-12 zum Sonntag Reminiszere

Jesus sagte: Ein Mensch pflanzte einen Weinberg, zog einen Zaun herum, grub eine Kelter, baute einen Wachturm, verpachtete ihn an Weingärtner und reiste fort. Als die Erntezeit kam, sandte er einen Knecht zu den Weingärtnern, damit er von ihnen nähme von der Frucht des Weinbergs. Sie nahmen ihn aber, schlugen ihn und schickten ihn mit leeren Händen fort. Abermals sandte er zu ihnen einen anderen Knecht, dem warfen sie Steine an den Kopf und schickten ihn unter Schmähungen fort. Abermals sandte er einen anderen, den töteten sie – und viele andere: einige schlugen sie, die anderen töteten sie. Da hatte er noch seinen einzigen Sohn, der ihm lieb war. Den sandte er zuletzt auch zu ihnen und sagte sich: Vor meinem Sohn werden sie Respekt haben. Aber diese Weingärtner sprachen untereinander: Das ist der Erbe; kommt, lasst ihn uns töten, so wird das Erbe uns gehören. Und sie nahmen ihn, töteten ihn und warfen ihn zum Weinberg hinaus. Was wird nun der Herr des Weinbergs tun? Er wird kommen, die Weingärtner umbringen und den Weinberg anderen geben. Habt ihr dieses Schriftwort nicht gelesen: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden; von dem Herrn ist das geschehen, und es ist ein Wunder vor unseren Augen? Da trachteten sie danach, Jesus festzunehmen, und fürchteten sich doch vor dem Volk. Sie hatten nämlich begriffen, dass er mit diesem Gleichnis sie gemeint hatte. Und sie ließen ihn stehen und gingen davon.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Ich frage mich, wie Jesus das Gleichnis von den bösen Weingärtnern erzählen würde, wenn er direkt mit uns heutigen Menschen redete. Er könnte ja nicht wie damals davon ausgehen, dass alle normalen Leute wissen, wie man einen Weinberg bewirtschaftet. Wer weiß denn heute, wie schwer es damals war, einen Weinberg einzuzäunen – ohne verzinkte Pfosten und Maschendraht, einfach nur mit dem Naturmaterial, das Bäume und Sträucher liefern? Wer kann sich vorstellen, wie mühsam es ist, ein Becken zum Auspressen der Trauben aus dem Felsgestein zu meißeln, eine Kelter, nur mit Hammer und

Meißel? Wer sieht ein, dass man in einem Weinberg einen Wachturm braucht, von dem aus Wächter darauf achten, dass keine Diebe die wertvollen Früchte stehlen? Jesus könnte auch nicht damit rechnen, dass den heutigen Hörern sofort das berühmte Weinbergs-Lied des Propheten Jesaja einfällt, das damals natürlich jeder fromme Jude kannte: das Lied, in dem Jesaja Gott mit einem Weinbergsbesitzer verglichen hat und das Volk Israel mit seinem Weinberg. Von daher wussten die Hörer damals sofort, dass Jesus ihnen hier ein Gleichnis über Gott und sein Volk erzählte.

Nein, wenn Jesus heute dieses Gleichnis erzählen wollte, dann müsste er schon sagen, dass von Gott und seinen Menschen die Rede ist. Und eigentlich müsste er das Gleichnis ganz anders erzählen, denn ein Gleichnis geht ja immer von etwas Bekanntem aus der Umwelt der Hörer aus. Vielleicht würde Jesus heute sagen: „Lasst mich den Vater im Himmel mal mit einem Restaurantbesitzer vergleichen. Mit Fleiß und Können hatte er sich ein kleines Vermögen erwirtschaftet. Und weil er ein gutes Herz hatte, wollte er mit seinem Geld arbeitslosen jungen Menschen eine Chance geben. Darum richtete er in einer anderen Stadt ein erstklassiges Restaurant ein. Er tapezierte die Räume mit teuren Tapeten und ließ eine raffinierte indirekte Beleuchtung installieren. Die Wände zierte er mit geschmackvollen Kunstwerken. Das Mobiliar war vornehm und bequem. Für die Tische besorgte er edle Decken und dazu passende Stoffservietten. Bar und Weinkeller bestückte er mit einer großen Auswahl edler Tropfen. Auf die Speisekarte kamen ganz besondere, von ihm selbst erprobte Gerichte. Dann holte sich der Mann ein paar junge arbeitslose Köche und Gastronomie-Fachkräfte, die nach vielen vergeblichen Bewerbungen die Hoffnung aufgegeben hatten, noch eine Stelle zu finden. Er zeigte ihnen, wie man die besonderen Gerichte zubereitete und wie man gut servierte. Er gab auch viele Tipps aus seinem reichen Erfahrungsschatz. Und dann schloss er einen Pachtvertrag mit den jungen Leuten: Sie brauchten keine Miete zu zahlen; nur vom Gewinn sollten sie einen angemessenen Anteil an ihn abführen. Die jungen Leute legten mit Feuereifer los, und sie hatten viel Erfolg. Der alte Herr hatte ihnen ja auch die besten Voraussetzungen mitgegeben. Schnell sprach es sich herum, dass man in diesem Restaurant hervorragend essen kann und es auch gar nicht so teuer ist. Stets speisten viele Gäste hier, und die jungen Leute machten einen erfreulichen Gewinn. Aber leider erwiesen sie sich als äußerst unzuverlässig und undankbar. Sie hielten sich nämlich nicht an ihren Pachtvertrag und steckten den gesamten Profit in die eigene Tasche. Der Besitzer erinnerte sie freundlich mit einer E-Mail, aber

die klickten sie einfach weg. Er schickte einen Brief – sie zerrissen ihn. Er rief an, aber sie beschimpften ihn als Ausbeuter und sagten, er solle sie in Ruhe lassen. Er schickte einen eingeschriebenen Brief, in dem er mit seinem Rechtsanwalt drohte, aber sie verweigerten die Annahme. Schließlich sagte sich der Mann: So hat das keinen Zweck; das muss persönlich geklärt werden. Weil er selbst aber keine Zeit hatte, in die andere Stadt zu fahren, schickte er seinen Sohn. Als der die Pacht einforderte, kam es zu einem lauten Streit und sogar zu Handgreiflichkeiten. Ein Jungkoch stach mit seinem schärfsten Küchenmesser zu, und der Sohn des Eigentümers verblutete. Klar, dass die jungen Pächter dort nicht mehr bleiben durften; obendrein mussten sie sich vor Gericht verantworten und wurden angemessen bestraft. Den Restaurantbetrieb aber verpachtete der Besitzer an andere Leute.“

Ja, so könnte Jesus das Gleichnis heute erzählen. Wir würden verstehen, was für eine tolle Chance Gott uns Menschen gibt mit unserem Leben in dieser Welt. Wir würden erkennen, dass viele Menschen ihr Leben ganz eigensüchtig ohne Gott leben, so als gehörte es ihnen selbst und wäre ihnen nicht von Gott gegeben würden. Wir würden vielleicht sogar merken, dass auch unsere eigenen Herzen nicht frei sind von solchen Gedanken und dass wir Gott nicht so die Ehre geben mit unserem Leben, wie es ihm zusteht. Damit hätten wir etwas Wichtiges begriffen – und doch noch längst nicht alles, was Jesus den damaligen Juden mit diesem Gleichnis zu sagen hatte. Diese Geschichte ist nämlich eigentlich Gottes Generalabrechnung mit seinem alten Bundesvolk Israel. Er hatte dieses Volk vor allen anderen Völkern der Welt erwählt, hatte sich ihm offenbart, hatte mit ihm seinen Bund geschlossen, hatte ihm über die Maßen Gutes gegeben. Aber im Laufe seiner Geschichte ist dieses Volk immer wieder von Gott abgefallen. Gott sandte ihm viele mahnende Botschaften durch seine Propheten, aber das Gros des Volkes und die Oberen beschimpften diese Propheten, ja verfolgten und töteten sie sogar. Schließlich sandte Gott seinen Sohn, aber auch den respektierten die meisten nicht; die führenden Köpfe der Juden waren ihm sogar feindlich gesonnen und planten, ihn umzubringen. Das waren genau die Leute, denen Jesus das Gleichnis von den bösen Weingärtnern ursprünglich erzählte. Er kündigte ihnen also mit diesem Gleichnis auf den Kopf zu an, dass Gott seinen Pachtvertrag aufkündigt, dass der alte Bund mit Israel nun ein Ende findet, und dass Gott sich ein neues Volk, neue „Pächter“ suchen wird. Diese anderen Pächter sind die Heidenvölker, die Nichtjuden, die Gott durch seinen Sohn Jesus Christus in sein Reich beruft und zu seinem neuen Bundesvolk macht. Wenn wir uns das

einmal klar machen, dann können wir begreifen, dass die damaligen Zuhörer Jesus am liebsten sofort um die Ecke gebracht hätten, so wütend waren sie über diese Predigt. Später haben sie es ja dann wirklich getan; auf ihr Betreiben hin endete er am Kreuz.

Nun ist das ja geschichtlich ganz interessant, aber was hat das mit uns zu tun? Es ist ja wohl ganz bestimmt nicht Jesu Absicht, dass wir als nichtjüdische Christen nun zu den Juden sagen: „Ätsch, das habt ihr nun davon, dass ihr euren eigenen Messias verworfen habt. Jetzt sind *wir* Gottes Volk und erben das ewige Leben im Himmel!“ Das wäre schlimm, wenn wir so dächten. Es wäre auch schlimm, wenn wir grundsätzlich über alle Nichtchristen so dächten. Vielmehr führt uns diese Seite des Gleichnisses zur Dankbarkeit. Ich denke, dass Jesus uns heute mit seinem Gleichnis die Augen öffnen kann dafür, was wir alles Gott zu verdanken haben. Es ist der Dank für Gottes neuen Pachtvertrag, für Gottes neuen Bund, der uns zu Gottes neuem Volk macht. Freilich sind es nun auch ganz neue Bedingungen, unter denen uns Gott in diesen Bund hineinnimmt. Denn Gott misst uns nicht an dem Profit, den wir als seine Pächter erwirtschaften, sondern er sieht uns eher als Gäste in seinem Restaurant an, die hier nach Herzenslust essen und trinken dürfen. Nicht einmal bezahlen müssen wir dafür; wir dürfen es uns hier gratis wohl sein lassen. Der Schlüssel zu diesen neuen Bedingungen liegt aber bei seinem Sohn Jesus Christus. Der ist zwar damals getötet worden, aber er ist auferstanden von den Toten und hat nun alle Macht in Gottes Reich übertragen bekommen. Das hat Jesus gleich nach dem Gleichnis damit angedeutet, dass er ein altes Psalmwort auf sich bezog: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden.“ Zum *Eckstein*, also zum wichtigsten Stein vom ganzen Gebäude.

Wenn Jesus heute direkt zu uns reden würde, dann würde er vielleicht das Gleichnis weitererzählen und sagen: „Der Sohn wurde zum Manager des Restaurants und machte alles gut. Gütig und liebevoll kümmerte er sich um seine Gäste. Keinen wies er hinaus. Auch machte er keinen Unterschied zwischen ihnen; es war ihm gleich, ob sie arm oder reich waren, jung oder alt, schwarz oder weiß. Es war ihm auch gleich, welche Sprache sie sprachen und ob sie gute Tischmanieren hatten. Alle durften bei ihm im Restaurant essen und trinken, soviel sie wollten; und sie durften bleiben, so lange sie wollten. Aber wer sind sein Mitarbeiter? Ihr werdet staunen: Die Gäste selbst sind seine Mitarbeiter geworden! Sie sind so begeistert von diesem Restaurant und von seinem tollen Manager, dass sie freiwillig gern Kartoffeln schälen,

Fleisch brutzeln, Flaschen entkorken, servieren, abräumen, aufräumen und sogar die Toiletten putzen. Sie tun es einfach aus Dank und Liebe für ihren Herrn, ohne nach irgendwelchem Profit zu schielen.“

Ob Jesus das Gleichnis heute so weitererzählen würde, wenn er direkt zu uns spräche? Es wäre möglich, denn so entspricht es seinem Evangelium. Amen.

Jesus weckt den Osterglauben

Predigt über Lukas 24,36-49 zum Osterfest

Jesus trat mitten unter seine Jünger und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Da erschrakten sie und fürchteten sich, denn sie meinten, sie sähen einen Geist. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so erschrocken, und warum kommen solche Gedanken in euer Herz? Seht meine Hände und meine Füße: Ich bin's selber! Fühlt mich und seht, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Knochen, wie ihr seht, dass ich habe. Und als er das sagte, zeigte er ihnen Hände und Füße. Als sie aber noch nicht glaubten vor lauter Freude und sich wunderten, sprach er zu ihnen: Habt ihr hier etwas zu essen? Da legten sie ihm ein Stück gebratenen Fisch vor und Honig. Er nahm es und aß vor ihnen. Dann sagte er ihnen: Das sind die Dinge, die ich euch sagte, als ich noch bei euch war, dass alles erfüllt werden muss, was von mir geschrieben ist in Moses Gesetz, in den Prophetenbüchern und in den Psalmen. Und er öffnete ihnen das Verständnis für die Schrift und sagte ihnen: So ist es geschrieben, und so musste Christus leiden und von den Toten auferstehen am dritten Tag und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern, angefangen in Jerusalem. Ihr aber seid Zeugen von dem allen. Und siehe, ich will auf euch senden, was mein Vater verheißt hat. Ihr sollt aber in der Stadt Jerusalem bleiben, bis ihr ausgestattet werdet mit Kraft aus der Höhe.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Seid ihr in Osterstimmung? Seid ihr erfüllt von der Freude, dass Jesus Christus auferstanden ist und lebt? Ich muss gestehen: Ich habe manchmal meine Probleme damit. Schon früher ist es mir öfters so gegangen, dass ich am Karfreitag fröhlich und gut gelaunt war, wo ich doch eigentlich hätte trauern sollen über den Tod meines Herrn und über meine Sünde; aber am Ostersonntag war ich dann niedergeschlagen. Kennt ihr das auch? Das mag an bestimmten Erlebnissen liegen oder am Wetter, es mag auch gar keinen erkennbaren Grund haben. Vielleicht bist du heute also gar nicht in Osterstimmung. Das macht aber nichts. Denn du bist es ja gar nicht, der sich in

Stimmung bringen muss, um richtig Ostern zu feiern, sondern Jesus Christus möchte dir jetzt begegnen in seinem Wort und dir den rechten Osterglauben wecken, und damit auch die *Osterfreude*. Sei nur ganz offen für ihn und lass dich von ihm beschenken.

Der erste Ostersonntag vor zweitausend Jahren fing auch für die Jünger damals nicht mit großem Freudenjubiläum an. Im Gegenteil: Jesu Anhänger standen noch immer unter dem Schock des Karfreitags und dachten, nun sei alles aus. Und es war auch nicht so, dass das leere Grab die Trauer mit einem Schlag in Freude verwandelte. In der heutigen Evangeliumslesung haben wir gehört, dass die Frauen zunächst einmal ungeheure Angst bekamen, und als der Auferstandene dann hier und da erschien, brachte die Kunde davon weiteres Erschrecken und große Unruhe. Die Osterberichte des Neuen Testaments spiegeln das wider, weil sie sich kaum zu einem geordneten Ablauf der Ereignisse zusammenfügen lassen. Trauer, Angst und Unruhe prägten also zunächst den Auferstehungssonntag. Aber da hinein trat der Auferstandene selbst und weckte Stück für Stück den Osterglauben! So können wir es auch in diesem Abschnitt des Lukas-Evangeliums erkennen: Zuerst sind da die Gerüchte vom Auferstandenen, dann erscheint er selbst, sie erschrecken, er gibt ihnen handfeste Erweise seiner Auferstehung, und schließlich deutet er ihnen die Weissagungen des Alten Testaments. Dann sendet er sie aus, damit sie die Auferstehungsbotschaft in die Welt tragen.

Doch lasst uns der Reihe nach gehen. Da war der Auferstandene am Sonntagabend zwei Jüngern auf dem Weg nach Emmaus begegnet und hatte sich beim Abendessen durchs Brotbrechen zu erkennen gegeben. Die beiden waren sofort umgekehrt und nach Jerusalem zurückgelaufen, um den anderen Jüngern davon zu berichten. Dort waren aber schon die ersten Auferstehungsmeldungen eingetroffen, sodass man sehr zuversichtlich meinte: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Während man noch hin und her davon redete, stand der Auferstandene plötzlich bei ihnen – das erste Mal vor so vielen Zeugen. „Friede sei mit euch!“, begrüßte er sie. Die Jünger, die eben noch so vollmundig von der Auferstehung geredet hatten, erschrakten und dachten: „Das kann ja wohl nicht wahr sein. Das muss ein Geist sein, ein Gespenst.“ Jesus ging auf sie ein: „Was seid ihr so erschrocken, und warum kommen solche Gedanken in euer Herz?“ Und dann lieferte er ihnen handfeste Beweise, dass er kein Geist ist, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut ist – der auferstandene Jesus von Nazareth, kein anderer! Sie durften sich seine Hände und Füße genau ansehen: Da waren noch die Wunden von den Kreuzesnägeln

zu sehen. Sie durften ihn anfassen, ihn am Arm packen, ihn rütteln und schütteln: Wirklich, ein lebendiger Mensch! Und um auch die letzten Zweifel auszuräumen, ließ er sich die Reste ihres Abendessens vorsetzen und aß ein Stück gebratenen Fisch. Ein Geist kann nichts essen, und wenn der Auferstandene nur eine Einbildung gewesen wäre, dann hätte das Stück Fisch auf dem Teller liegen bleiben müssen. Aber kein Zweifel: Jesus ist wahrhaftig leiblich auferstanden!

Liebe Brüder und Schwestern, der Evangelist Lukas hätte schon ein ganz schön gerissener Betrüger sein müssen, wenn Jesus nicht wirklich auferstanden wäre. Denn was er hier berichtet hat, damit will er doch ganz klar aussagen, dass Jesus wirklich leiblich auferstanden ist. Wie die Jünger damals sollen auch wir heute, die wir das lesen und hören, die letzten Zweifel an seiner Auferstehung aufgeben. Durch sein Erscheinen weckte und stärkte Jesus den Jüngern ihren Osterglauben, und durch das Zeugnis des Evangelisten tut er es auch bei uns. Wir haben das auch nötig. Wie die Jünger vor Ostern, so denken auch wir in manchen Situationen: „Nun ist alles aus!“ Wir trauen Gott nicht mehr zu, einen wunderbaren Ausweg zu schaffen. Wie die Jünger später, so reden auch wir viel von der Auferstehung, wir singen heute dauernd in der Liturgie: „Der Herr ist auferstanden!“, und wir bekennen jeden Sonntag: „Am dritten Tage auferstanden von den Toten“ – aber rechnen wir auch wirklich damit, dass er lebt, dass er jetzt hier bei uns ist, dass er nicht nur unser Singen und Beten hört, sondern auch unsere Gedanken kennt? Er lebt doch und ist uns ganz nahe bis an der Welt Ende! Es gilt noch heute sein Gruß von damals, für jeden von uns: „Friede sei mit euch!“ Er schenkt dir Frieden mit Gott durch sein Opfer am Kreuz, er schenkt dir auch Frieden mit deinen Mitmenschen und schließlich auch Frieden mit dir selbst. Wie auch immer dir zumute ist, was auch immer du von dir selbst denkst: Du bist ein von Gott geliebter Mensch durch Jesus Christus, den Auferstandenen! Und du darfst es auch immer wieder spüren, wie die Jünger damals seinen Körper anfassen und seine Wunden betrachten durften. Sieh nur genau hin! Wie oft hat er schon deine Gebete erhört? Wie oft hast du schon seine Nähe gespürt? Wie oft hat er sich in deinem Leben als der Lebendige erwiesen?

Nun beließ Jesus es damals aber nicht bei den handfesten Auferstehungsbeweisen, bei den Wundmalen, dem Anfassen und dem Fisch-Essen. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, so hat er eine Woche später den ungläubigen Thomas ermahnt. Auch schon hier, am ersten Osterabend, wollte er seine Jünger vom Sehen zum Glauben führen. Denn der Glaube kann nur

durch das Wort recht Wurzeln fassen, nicht durch äußerliche Beweise. Darum predigte Jesus seinen Jüngern und machte ihnen bewusst: „Habe ich euch das nicht alles zuvor gesagt? Wie oft habe ich angekündigt, dass der Menschensohn getötet wird und nach drei Tagen wieder auferstehen wird! Habt ihr das vergessen? Wisst ihr denn nicht, dass ihr meinem Wort ganz und gar vertrauen könnt? Und ebenso haben es die Propheten vorausgesagt. erinnert euch daran – zum Beispiel an Micha, an Sacharja und an Daniel, denen der Heilige Geist gezeigt hat, dass der Messias ewig herrschen wird. Oder an Jesaja, der die Leiden und den Opfertod des Gottesknechts voraussah, sowie auch seine anschließende Erhöhung. So steht geschrieben – glaubt doch einfach, was Gott gesagt hat!“

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, wir Lutheraner wissen das sehr gut, das ist gewissermaßen unsere starke Seite: Der Glaube lebt vom Wort Gottes. Das Wort Gottes ist ein viel tragfähigerer Grund für den Glauben als das eigene Erleben. Vielleicht wisst ihr, dass bei anders geprägten Christen eher persönliche Glaubenszeugnisse im Vordergrund stehen. Sie erzählen viel von dem, was Gott in ihrem Leben getan hat, und halten sich mit ihrem Glauben daran fest. Nun, solche Erlebnisse sind ja auch etwas sehr Schönes, und sie können für den Glauben wirklich hilfreich sein – aber etwa so, wie es die handfesten Auferstehungsbeweise in unserer Geschichte sind: das Betrachten der Wunden, das Anfassen, das Fisch-Essen. Jesus will den Osterglauben jedoch auf ein noch festes Fundament stellen, auf das Wort Gottes nämlich, genauer: auf sein eigenes Wort und das Wort der Propheten. Darum führt er die Jünger und uns weiter – und zwar vom Erleben zum Wort. „So steht geschrieben“, sagte er – und so *ist* es auch, fest und verlässlich.

Das ist ein großer Trost für uns in allen wesentlichen Glaubensfragen, Fragen wie etwa diesen: Woher wissen wir, dass Gott uns lieb hat? Woher wissen wir, dass er uns die Sünden vergibt? Woher wissen wir, dass er uns zur ewigen Seligkeit führt? Wir wissen es letztlich nur durch sein Wort – wenn wir es glaubend annehmen. Dagegen: An unseren persönlichen Erlebnissen mit Gott, an unserer eigenen Erfahrung können wir leicht irre werden. Unser Gefühl, auch unser Verstand kann uns leicht täuschen; da werden wir immer wieder hin- und hergeworfen zwischen Glaube und Unglaube. Das Wort aber ist der Fels in der Brandung, da können wir uns festhalten, wenn die Stürme des Lebens kommen, wenn wir gar nichts mehr fühlen von Gottes Macht. Gottes Zusage steht fest, wird weiter gepredigt, wird weiter ausgeteilt unter

dem Zeichen des Brotes und Weines als wahrer Leib und Blut Christi zur Vergebung unserer Sünden.

Ja, Jesus führte den Osterglauben seiner Jünger damals vom äußeren Erweis hin zum Wort. Und er führte ihn noch weiter: Er führte ihn zum Bekennen. Denn was in Gottes Wort verheißen ist, das ist mit Ostern noch nicht völlig erfüllt. Es steht auch geschrieben, „dass gepredigt wird im Namen Jesu Buße zur Vergebung der Sünden unter allen Völkern.“ Und daraus leitete Jesus den Auftrag ab, den er seinen Jüngern gab: „Fangt an in Jerusalem und seid dafür Zeugen.“ Eine unmögliche Aufgabe? Eine Handvoll Jünger soll allen Völkern das Evangelium bringen? Ohne Theologiestudium, ohne Massenkommunikationsmittel, ohne nennenswerten Etat? Nun, das alles bringt's sowieso nicht; es ist vielmehr der Geist Heilige Geist, der's bringt! Jesus selbst will das Werk vollbringen in seinen Jüngern, und er tut es durch den verheißenen Tröster. „Ich will auf euch herabsenden, was mein Vater verheißen hat“, kündigte er an.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, lassen auch wir uns von Jesus weiterführen mit unserem Osterglauben! Es ist ja derselbe Geist, den er heute noch sendet und spendet, auch hier in dieser Kirche. Es ist jener Geist, der zum Glauben auch das Bekennen wirkt, wie Jesus sagte: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“ (Lukas 6,45). Und so kann der Osterglaube kein stummer Glaube sein, sondern er muss herausrufen, herausjubeln: „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden! Halleluja!“ Glaube äußert sich immer im Bekennen. Nur dass wir Lutheraner uns damit oft schwerer tun als anders geprägte Christen. Aber das muss ja nicht unser Schicksal bleiben. Lasst uns also weitersagen, was Jesus uns mit dem Osterglauben geschenkt hat! Die frohe Botschaft von der Auferstehung ist ein „Frischeartikel“, der bei uns nicht versauern soll. Alle sollen hören, dass Jesus lebt, dass er Frieden mit Gott schenkt durch Buße und Vergebung der Sünden, dass er ewiges Leben schenkt allen, die an ihn glauben.

So möchte ich zum Schluss jedem von euch eine kleine Oster-Aufgabe mit auf den Weg geben: Sage einem Menschen, der in keinem Ostergottesdienst war, was Ostern für dich bedeutet. Nimm dir das vor, für heute oder für diese Woche. Sag ihm einfach, dass Jesus Christus lebt. Lass dir vom Auferstandenen den Osterglauben wecken – bis dahin, dass auch bei dir der Glaube zum Bekennen wird. Amen.

Der beste Hirte

Predigt über Johannes 10,11-16 zum Hirtensonntag

Jesus sagte: Ich bin gekommen, damit die Schafe Leben und volle Genüge haben sollen. Ich ein guter Hirte. Ein guter Hirte lässt sein Leben für die Schafe. Ein Mietling aber, der nicht Hirte ist und dem die Schafe nicht gehören, sieht den Wolf kommen, verlässt die Schafe und flieht, und der Wolf erhascht und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, denn er ist nur ein Mietling und achtet die Schafe nichts wert. Ich bin ein guter Hirte. Ich kenne die Meinen und bin bei den Meinen bekannt, ebenso wie mein Vater mich kennt und ich den Vater kenne. Und ich lasse mein Leben für die Schafe. Ich habe auch noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stall. Die muss ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird eine Herde unter einem Hirten werden.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Der berühmteste Hirte in Deutschland ist eine Hirtin. Sie heißt Angela Merkel. Jedenfalls kann man sie im Geiste der Antike und im Geiste der Bibel als Hirtin bezeichnen. Denn in alten Zeiten verglich man Staatenlenker mit Hirten, überhaupt Leute in höheren Positionen, die andere zu führen hatten. Unsere Top-Manager könnte man also ebenfalls „Hirten“ nennen, denn sie tragen Verantwortung für viele tausend Angestellte. Und wir Pfarrer sind natürlich auch Hirten, denn wir haben Kirchengemeinden zu führen. Das lateinische Wort „Pastor“ heißt übersetzt nichts anderes als „Hirte“.

In biblischen Zeiten hat man führende Persönlichkeiten darum als „Hirten“ bezeichnet, weil jedes Kind wusste, was ein richtiger Hirte war und tat; entsprechend konnte man das dann auf einen Menschenhirten übertragen. Ein richtiger Hirte hatte eine Herde von Kleinvieh zu führen, Schafe und Ziegen. Das war kein ruhiger Job, das war eine verantwortungsvolle Aufgabe. Die Hirten mussten mit ihren Herden weite Reisen unternehmen. Die Schafe und Ziegen mussten dahin gebracht werden, wo es gute Weide und vor allem Wasser gab. Sie mussten gegen wilde Tiere verteidigt werden. Verlorene Tie-

re mussten gesucht, verletzte Tiere medizinisch versorgt werden. Ein Hirte war nicht nur Aufpasser, sondern auch Reiseleiter, Kindermädchen, Arzt und Löwenbändiger. Eben wie ein guter Politiker auch sein sollte, oder ein Manager, oder ein Pastor.

In der Bibel finden wir viele Beispiele von Hirten, gute und schlechte. Manche von ihnen waren zunächst richtige Hirten, später dann Menschenhirten: Mose zum Beispiel, oder König Saul, oder König David. Nun taucht aber im Alten Testament auch immer wieder die prophetische Ankündigung auf, dass Gott einen ganz besonderen Hirten schicken wird für sein Volk Israel. Mit diesem guten Hirten wollte Gott seine Herde nicht mehr unzuverlässigen Menschen überlassen, sondern sich selbst ihrer annehmen. Dieses Versprechen hat Gott mit Jesus erfüllt. Jesus selbst hat ausdrücklich gesagt: „Ich bin der gute Hirte.“ *Der* gute Hirte, den die Propheten vorausgesagt haben. *Der* gute Hirte, durch den Gott selbst sich seiner Herde annimmt, denn Jesus ist Gottes Sohn. Alle Menschen sind Gottes Eigentum, und das Volk Israel ist sein besonderes Eigentumsvolk, seine besondere Herde. Darum ist Gottes Sohn als Mit-Eigentümer der *guten* Hirte. Er ist also kein angeheuerter Mietling, der den Hirtendienst nur als Job zum Geldverdienen ansieht.

Jesus ist das beste Beispiel eines Hirten, das sich in der Bibel und überhaupt in der Welt finden lässt. Und wir sind sein Volk, Schafe in seiner Herde. Es geht jetzt nicht darum, dass wir uns Jesus zum Vorbild nehmen, denn die meisten von uns sind ja selbst keine Hirten. Es geht jetzt vielmehr darum, dass wir uns aus der Schaf-Perspektive einmal klar machen, was für einen großartigen Hirten wir haben. Wenn ihr wollt, könnt ihr jetzt die Augen zumachen und euch das vor eurem inneren Auge vorstellen, was das heutige Evangelium uns von unserem guten Hirten Jesus vor Augen malt.

Der gute Hirte kennt seine Schafe, und sie kennen ihn. Er kennt sie mit Namen. Er sagt: „Na, Max, drängele nicht so am Wassertrog, die anderen wollen auch trinken!“ Und er sagt: „Nicht so schüchtern Betty, ran an den Wassertrog, sonst verdurstest du ja!“ Er sieht, dass Lily sich in einem Dornestrüpp verheddert hat und hilft ihr da wieder heraus. Auf die blutigen Kratzer am Kopf tupft er behutsam Öl. Lily blökt jämmerlich, und da redet ihr der Hirte gut zu: „Ich weiß, Lily, das tut jetzt ein bisschen weh, wird aber bald besser sein!“ Aber wo ist Fritz? Der Hirte hat stets die ganze Herde im Blick und weiß genau, wenn ein Schaf fehlt. „Fritz!“ ruft der Hirte, und noch einmal: „Fritz!“ Aber Fritz kommt nicht. Da nimmt der Hirte seinen Krummstab und

macht sich auf den Weg, um Fritz zu suchen. Er braucht nicht lange zu gehen, da hört er auch schon ein paar klägliche Laute aus einer Felsspalte. Fritz ist auf einer übermütigen Entdeckungstour da hineingeraten und kommt nicht wieder heraus. Der Hirte legt die Rundung von seinem Stab um Fritzens Körper und zieht ihn heraus. Beschämt trottet der Ausreißer hinter dem Hirten her, zurück zur Herde.

Auf einmal ist vom Waldrand her ein gefährliches Knurren zu hören. Die Schafe zucken zusammen, der Hirte fährt herum – da sieht er sich einem großen, bösen, gefährlichen Wolf gegenüber. Jawohl, böse und und gefährlich. Wir denken ja heute leicht in unserer Naturromantik, Tiere sind gar nicht gefährlich, nur *gefährdet*. Das erweist sich immer wieder als verhängnisvoller Irrtum, und dann kann man in der Zeitung von Afrika-Touristen lesen, die von Eelfanten totgetrampelt wurden, oder von einer verwirrten Frau, die im Eisbärengehege des Berliner Zoos schwimmen wollte und von den Bären schwer verletzt wurde. Zu biblischen Zeiten wussten noch alle, wie gefährlich Wölfe sind – vor allem, wenn sie Hunger haben! Solch ein Wolf steht jetzt also der Herde gegenüber, bereit, sich jeden Moment auf sie zu stürzen und die Schafe zu zerfleischen. Der Hirte wird blass, ihm wird ganz mulmig in der Magengegend. Wäre er nur zum Geldverdienen Hirte, dann würde er sich jetzt verdrücken und die Herde dem Untier überlassen. Aber die Schafe sind sein Eigentum, sie liegen ihm Herzen, er kennt sie alle mit Namen. So nimmt er all seinen Mut zusammen, ergreift seinen Stab und tritt dem Wolf entgegen, um ihn abzuwehren. Wie wird der Kampf enden – Mensch gegen Bestie, Hirte gegen Wolf?

Wäre der Hirte David, dann gäbe es jetzt eine kinoreife Heldengeschichte. Der junge, furchtlose David würde mit seiner Steinschleuder kämpfen; treffsicher würde er den Wolf am Kopf verwunden und ihn dann mit seinem Hirtenstab so windelweich prügeln, dass er sich so bald nicht wieder an die Herde herantraut. Aber der Hirte ist nicht David, sondern er ist der *Davidsson*, Jesus. Der Wolf stürzt sich auf den guten Hirten und reißt ihn nieder, und dann beißt er ihm die Kehle durch. Der Wolf tötet den Hirten – aber damit ist seine Mordlust befriedigt, und er trottet zurück in den Wald. Die Schafe kommen ungeschoren davon.

„Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe“, sagte Jesus. Kann ein Hirte sich mehr für seine Herde einsetzen? Wohl kaum, das ist der beste Hirte. Unser Hirte Jesus Christus, der für uns sein Leben gelassen hat am Kreuz.

Menschlich gesehen ist das natürlich völlig unrealistisch. Welcher echte Hirte würde schon freiwillig in den Tod gehen für seine Schafe? Die Schafe sind doch dazu da, dass sie einmal für den Besitzer sterben sollen, nicht der Besitzer für sie! Aber wir haben es hier mit Gottes Weisheit zu tun, die ganz anders ist als menschliche Weisheit. Das Wort vom Kreuz Jesu ist, menschlich gesehen, eine Torheit. Darum begegnen uns auch immer wieder Leute, die überhaupt keinen Zugang haben für den Opfertod Jesu am Kreuz. Das kommt daher, weil sie eher an ihre eigene Vernunft glauben als an Gottes Wort. Gottes Wort aber sagt schlicht und klar: „Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.“

Und wie geht es weiter für die Schafe, nach dem Tod des Hirten? Nun, es ist Ostern geworden! Der Hirte ist auferstanden von den Toten! Er lebt noch heute und ist noch heute der beste Hirte der Welt. Noch heute ruft er seine Schafe mit Namen, noch heute kümmert er sich liebevoll um sie.

Und da sieht er auf einmal fremde Schafe am Rand der Wiese auftauchen. Ganz erbärmlich sehen sie aus. Verdreckt, verletzt und abgemagert. Eine trostlose Herde! Der Hirte merkt: Das sind Schafe ohne Hirten. Sie haben keinen, der sie auf grüne Weide und zum frischen Wasser führt. Sie haben keinen, der sie aus Dornestrüpp und Felsspalten herauszieht. Sie haben keinen, der ihre Wunden mit Öl behandelt. Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden diese Schafe zugrunde gehen, eines nach dem anderen.

Der gute Hirte hat Mitleid mit diesen Schafen. Er erbarmt sich ihrer. Er ruft sie, lockt sie zu sich und gibt ihnen Namen. Er lädt sie ein, zusammen mit seiner Herde zu weiden. Er pappelt sie auf; er kümmert sich ebenso liebevoll um sie wie um seine eigenen. Nach kurzer Zeit kann man keinen Unterschied mehr erkennen zwischen den eigenen Schafen und den neu hinzugekommenen. Diese anderen Schafe, das sind die Heiden. Jesus lädt sie alle zu sich ein. Er sagt: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stall; auch sie muss ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird eine Herde und ein Hirte werden.“

Ja, das ist unser guter Hirte Jesus Christus, der beste Hirte, den es gibt. Und wir können uns über ihn freuen und sehr dankbar sein. „Weil ich Jesu Schäflein bin, / freu ich mich ja immerhin / über meinen guten Hirten, / der mich wohl weiß, zu bewirten, / der mich liebet, der mich kennt / und bei meinem Namen nennt.“ Amen.

Der Heilige Geist fülle die Herzensschale

Predigt über Johannes 16,5-15 zum Pfingstfest

Jesus sagte: Nun gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat. Und niemand unter euch fragt mich: Wo gehst du hin? Sondern, weil ich das zu euch gesagt habe, ist euer Herz voll Trauer geworden. Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist gut, dass ich hingehe. Denn wenn ich nicht hingehe, dann kommt der Tröster nicht zu euch. Wenn ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden. Und wenn er kommt, wird er die Welt anklagen wegen der Sünde, wegen der Gerechtigkeit und wegen des Gerichts: wegen der Sünde, dass sie nicht an mich glauben; wegen der Gerechtigkeit, dass ich zum Vater gehe und ihr mich künftig nicht sehen werdet; wegen des Gerichts, dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht aufnehmen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, dann wird er euch in alle Wahrheit leiten. Er wird nämlich nicht von sich selbst aus reden, sondern das, was er hören wird, wird er weitersagen und euch die Zukunft verkündigen. Der wird mich auch verherrlichen, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, ist meins – darum habe ich gesagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

„Komm, Heiliger Geist, erfüll die Herzen deiner Gläubigen!“, so beten wir zu Pfingsten. Im Hallelujavers haben wir diese Bitte vor Gott gebracht, und in den Pfingstliedern taucht sie in allerlei Abwandlungen auf: Der Heilige Geist möge unsere Herzen erfüllen. Das Herz steht dabei für unser Innerstes, für unsere Seele, für unser ganzes Empfinden und Denken, für unser ganzes Wesen. So betrachtet, können wir unser Herz mit einem Gefäß vergleichen, mit einer Schale, die gefüllt werden kann. Und das, womit diese Schale gefüllt ist, das prägt unser Denken, Reden und Tun.

Wir alle kennen Lebenssituationen, in denen unser Herz voll war von irgendetwas. Stets kreisten die Gedanken um das, was unser Herz erfüllte, und unser

ganzer Tageslauf war geprägt davon. Dieses Etwas, das das Herz erfüllt, kann zum Beispiel Verliebtheit sein. Wenn eine Frau sich in einen Mann verliebt, dann ist ihre Herzensschale randvoll mit Liebe zu diesem Mann. Und diese Liebe in ihrer Herzensschale bestimmt ihr ganzes Denken und Verhalten. Gleich morgens beim Aufwachen denkt sie an ihren Geliebten, und sie schläft mit seinem Bild im Herzen am Abend ein. Manchmal singt sie ein Liebeslied vor sich hin: „Du, du liegst mir im Herzen“, „Dein ist mein ganzes Herz“ oder ähnliches. Wenn sie sich mit anderen unterhält, spricht sie auffallend viel von ihrem Geliebten, voller Freude und Bewunderung. Und in ihrem Tun ist sie darauf bedacht, Zeichen der Liebe auszusenden, kleine Geschenke, Liebesgrüße per Brief oder Handy, eine neue Frisur oder was es sonst sein kann.

Fünzig Jahre später mag es geschehen, dass nach vielen glücklichen und auch schweren gemeinsamen Jahren der Mann stirbt. Dann ist dieselbe Herzensschale gefüllt mit Trauer; wieder bis an den Rand. Und diese Trauer scheint das Gefäß fast zu zerbrechen. Die Frau kann es nicht fassen, dass sie die Stimme des Geliebten nie mehr hören wird und seine Hand nie mehr spüren. Morgens erschrickt sie, weil das Bett neben ihr leer ist, und abends will sich der Schlaf nicht einstellen. Ihr Gesicht, ihre Haltung, ihr Gang ist geprägt von der Trauer, die ihr Herz erfüllt. Der Weg zum Friedhof ist ein fester Bestandteil ihres Alltags geworden.

Die Herzensschale der Jünger Jesu war auch einmal so voller Trauer gewesen. Es war die Zeit, als ihnen bewusst wurde, dass der Herr bald von ihnen genommen würde. Es war am Vorabend seiner Kreuzigung. Jesus wusste, wie seinen Jüngern zumute war. Er sagte: „Euer Herz ist voll Trauer.“ Und er wusste: Wenn die Herzensschale mit Trauer gefüllt ist, dann ist da im Moment kein Platz für seine Lehren und für Gedanken an die Zukunft. Trauer richtet alle Gedanken auf die Vergangenheit, für Hoffnung ist da kein Platz. Darum sagte Jesus ebenfalls: „Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen.“ Und darum versuchte Jesus auch gar nicht erst, auf Biegen und Brechen noch alle wichtigen Mahnungen und Informationen in diese letzten Stunden mit seinen Jüngern hineinzupressen. Mit großer Gelassenheit konnte er darauf verzichten, denn er wusste: In Wahrheit sind dies gar nicht die letzten Stunden. In Wahrheit würden er und seine Jünger für immer ungetrennt sein. Nur die äußere Situation würde sich ändern, die innere Beziehung aber würde erhalten bleiben. Und darum war die Trauer der Jünger in Wahrheit unbegründet. So kündigte Jesus seinen Jüngern einfach an, dass ihre Trauer zu gegebener Zeit etwas anderem weichen muss: dem Trost

nämlich, oder genauer: dem Tröster, dem Heiligen Geist. Durch diesen Geist würde Jesus weiter bei ihnen sein. Wie er bisher leibhaftig unter ihnen war und zugleich ihr Herz erfüllt hatte, so würde er nun durch diesen Tröster, durch diesen Heiligen Geist, ihre Herzensschale voll machen und bei ihnen sein.

Einer der Jünger, Johannes mit Namen, hat bei aller Traurigkeit diese Worte wahrgenommen, behalten und dann aufgeschrieben, sodass wir sie heute im Johannesevangelium nachlesen können.

Was ist das für ein Tröster? Was ist das für ein Trost? Der himmlische Vater sandte seinen Sohn Jesus Christus auf die Welt und stiftete durch ihn Frieden. Jesus ging dafür ans Kreuz und verkündete den Menschen, dass alle, die ihm vertrauen, Frieden mit Gott und ewiges Leben finden. Keinen anderen Trost bringt der Heilige Geist. Jesus sagte von ihm: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, wird er euch in alle Wahrheit leiten... Er wird mich verherrlichen; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.“

So hat der Heilige Geist dann den Jüngern zu Pfingsten die Herzensschale mit diesem Trost gefüllt, der da lautet: Jesus hat alle Sünden vergeben und Frieden mit Gott gemacht; in ihm habt ihr ewiges Leben! Am selben Tag noch haben die Jünger diesen Trost weitergegeben, und Gott hat auf diesem Wege tausenden von neuen Jüngern die Herzensschale mit dem Geist gefüllt, mit Trost und Frieden durch den Glauben an Jesus. Die alten und die neuen Jünger haben dann das Wort des Herrn in die Welt getragen, es wurde später auch aufgeschrieben, es wurde von Generation zu Generation weitergegeben, über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg. Durch das Zeugnis der Apostel, also durch Gottes Wort, wurden unzählige Herzen vom Trost und vom Tröster erfüllt. Ihr ganzes Leben wurde geprägt vom Heiligen Geist und vom Herrn Jesus Christus, der durch diesen Geist in ihren Herzen wohnte. Es ist derselbe Herr, derselbe Geist und dasselbe Wort, was heute hier bei uns im Schwange ist. Hier und heute erfüllt sich wieder, was Jesus einst der trauernden Jüngerschar angekündigt hatte: „Wenn der Geist der Wahrheit kommen wird, wird er euch in alle Wahrheit leiten.“

„Komm, Heiliger Geist, erfüll die Herzen deiner Gläubigen!“, so beten wir heute. Und nur zu gern erhört der Tröster diese Bitte, kommt zu uns und füllt uns die Herzen mit Glauben, Friede, Freude und Hoffnung, füllt uns die Herzen mit dem Herrn Jesus Christus und seiner frohen Botschaft vom ewigen

Leben. Freilich muss er vorher all das ausschütten und beseitigen, was ihm seinen Platz streitig macht. Aber das ist ja nur gut für uns! Wir selbst dürfen ihm unser Herz ausschütten, wenn es randvoll ist mit Trauer oder Angst oder Wut. Hast du wieder etwas im Fernsehen gesehen von der Bosheit in unserer Welt, was dich aufwühlt? Hast du etwas in der Zeitung gelesen von der Ungerechtigkeit der Menschen, was dich wütend macht? Hat jemand, der dir nahe steht, dich enttäuscht und dein Herz mit Trauer gefüllt? Kommst du nicht los von negativen Gedanken? Es ist der Teufel, der dir das Herz mit vielem Schlechten voll machen will, sodass da kein Platz mehr ist für den Heiligen Geist und für Jesus. Jesus nannte den Teufel „Fürst der Welt“, und Martin Luther dichtete über ihn: „Wie saur er sich stellt.“ Ja, der Teufel will Fürst und Bestimmer sein; er hat dabei unheimlichen Erfolg, unheimlichen Einfluss auf der Welt. Er setzt auch alles daran, um unsere Herzensschale mit Gift zu füllen, damit für den Tröster kein Platz mehr darin bleibt. Am schlimmsten ist es, wenn die Sünde das Herz erfüllt. Die schlimmste Sünde aber ist der Götzendienst, wenn wir irgendjemanden oder irgendetwas lieber haben als Gott. Der schlimmste Götze aber ist das eigene Ich, wenn die Herzensschale mit nichts gefüllt ist als mit Habgier, wenn das eigene Wohlergehen wichtiger wird als alles andere, auch auf Kosten anderer. Ja, der Teufel wütet schrecklich, aber es gilt das Wort des Herrn, „dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist“, überwältigt durch den Tod und die Auferstehung unsers Herrn.

„Komm, Heiliger Geist, erfüll die Herzen deiner Gläubigen!“ – wenn wir so beten, dann bitten wir darum, dass der Heilige Geist den Teufel vertreibt und den Sieg Christi auch bei uns zum Ziel führt. Dann bitten wir also eigentlich nicht nur, dass der Tröster bei uns *einkehrt*, sondern auch, dass er vorher bei uns *auskehrt*, dass er die Herzensschale ausleert und reinigt von allem, was da nicht hineingehört, was das Herz vergiftet, was Gott den Platz streitig macht. Und dann kehre er ein mit aller Herrlichkeit: Durch sein Wort, durch das Evangelium, durch die Sündenvergebung, durch das Heilige Abendmahl! Er kommt und kehrt ein und füllt das Herz mit Trost und Freude, mit Glaube und Hoffnung, mit Frieden, mit Jesus. Etwas Besseres gibt es nicht, was unser Herz erfüllen kann. Und er wird dann unser Denken und unser Verhalten prägen. Der erste Gedanke morgens wird unserm wunderbaren Herrn gelten. Und auch am Abend eines schweren Tages können wir getrost einschlafen mit Jesus im Herzen. Denn er ist ja durch den Geist genauso wirklich bei uns gegenwärtig, wie er einst leibhaftig bei seinen Jüngern war. Es ist alles gut.

Wir brauchen nicht zu trauern. Wir brauchen nicht zu zweifeln oder zu verzagen. Wir brauchen nur aus dem Vollen zu schöpfen, aus Gottes Fülle, aus dem reichen Trost des Trösters, der durch das göttliche Wort immer wieder neu in unser Herz kommt. Amen.

Christsein heißt hören

Predigt über Lukas 10,16 zum 1. Sonntag nach Trinitatis

Jesus sagte: Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich. Wer aber mich verachtet, der verachtet auch den, der mich gesandt hat.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Gott hat jedem Menschen zwei Ohren geschaffen, aber nur einen Mund. Vielleicht wollte er damit unterstreichen, was er in seinem Wort gesagt hat: „Jeder sei schnell zum Hören, aber langsam zum Reden“ (Jak. 1,19). Wir vergessen das leicht; wir reden oder handeln lieber, als dass wir hören. Aber wir dürfen nicht vergessen: Christsein heißt in erster Linie hören – nämlich *hinhören*, was Gott uns zu sagen hat. Christen sind Jünger Jesu, und die Hauptbeschäftigung eines Jüngers ist es nun einmal, seinem Meister zuzuhören und von ihm zu lernen.

Der Meister selbst hat seinen Dienst auch mit Hören begonnen. Er hörte auf das, was sein himmlischer Vater ihm auftrug. Er tat dann auf Erden nichts anderes, als was er von seinem Vater gehört hatte; er hat ihm ganz und gar gehorcht. Deshalb konnte er feststellen: „Wer mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.“ „Apostellein“ heißt hier das griechische Wort für senden. Es ist dasselbe Wort, von dem der Begriff „Apostel“ herkommt, der Abgesandte Jesu Christi. Jesus war also gewissermaßen der „Apostel“ des himmlischen Vaters, und die Jünger wurden dann zu Aposteln Jesu. Allerdings gibt es da einen Unterschied: Jesus *brachte* nicht nur die Botschaft, die er vom Vater gehört hatte, sondern er *war* zugleich die Botschaft. Er ist ja das Fleisch gewordene Wort. Was mit Jesus passiert ist und was er auch verkündigt hat, das ist die entscheidende Botschaft Gottes: „Der Menschensohn ist gekommen, dass er sein Leben gebe zu einer Erlösung für viele.“ Wer diese Botschaft hört und ihr glaubt, der wird gerettet: Der Tod kann ihm nichts anhaben; er findet Freude und ewige Seligkeit. Ja, Jesus hat dieses Wort

gesagt, getan und erlitten. Er hat auf den Vater gehört und sich von ihm in die Welt senden lassen, damit dieses Wort zu uns Menschen kommt.

Wie der himmlische Vater dem Sohn sein Wort anvertraut hat, so hat dieser es den ersten Jüngern anvertraut. Sie hörten und erlebten das Wort Gottes in der Person Jesus Christus. Sie lernten von ihm. Und sie wurden dann ihrerseits ausgesandt, um diese Botschaft anderen weiterzusagen. Sie wurden Abgesandte, Apostel. Und weil sie dabei nichts anderes bezeugten, als was sie gehört und erlebt hatten, darum gilt das, was Jesus ihnen hier versichert: „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich.“

Für alle späteren Generationen bedeutet das: Unser Verhältnis zu Jesus entscheidet sich daran, ob wir auf die Verkündigung der Apostel hören, wie sie uns in der Bibel überliefert ist. Unser Verhältnis zu Gott dem Vater wiederum entscheidet sich daran, wie wir zu Jesus Christus stehen. Wir merken: Alles hängt vom Hören ab! Christsein bedeutet tatsächlich in erster Linie hören auf die Stimme der Apostel, hören auf das Wort der Bibel. Wer sich lieber seine eigenen Gedanken über Gott macht, der verachtet die, die Jesus gesandt hat – und damit Jesus selbst und damit auch Gott den Vater. „Wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“, sagte Jesus zu den Aposteln.

Diejenigen nun, die auf die Botschaft der Apostel hören, sind zugleich ebenfalls gesandt, dass sie Zeugnis geben von Gottes Wort. Die ganze Christenheit auf Erden steht in der Nachfolge der Apostel. Diesen Wort-Dienst tun in besonderer Weise diejenigen, die zur öffentlichen Wortverkündigung ausgesondert und abgeordnet wurden: die Prediger und Lehrer des Wortes, die Pastoren und Missionare. Sie hören auf das Wort Gottes durch Jesus und durch das Zeugnis der Apostel, und sie sind ihrerseits gesandt, es weiterzutragen. Darum gilt auch von ihnen das Wort Jesu: „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich.“

Willst du also ein guter Jünger Jesu sein, dann schau in den Spiegel und stelle fest, dass Gott dir zwei Ohren, aber nur einen Mund gegeben hat. Und dann höre auf die Stimme Gottes. Du findest sie in Jesus Christus, den aber findest du im Zeugnis der Apostel, das aber findest du in der Bibel und in der Verkündigung derer, die das Wort der Bibel recht auslegen. Wenn du traurig bist, höre gut hin, vernimm den Trost des Evangeliums und wisse: Es ist Gott persönlich, der da zu dir redet. Auch wenn du deiner eigenen Meinung sicher bist und dich für klug hältst: Höre gut hin, vernimm die Worte der Apostel

und lass dich von ihnen belehren. Ich lächele manchmal über Kinder im Unterricht, wenn ich ihnen eine biblische Geschichte erzählen will und sie nach den ersten drei Worten sagen: Das kennen wir schon längst! Und wenn ich dann nachfrage, haben sie doch vieles von der Geschichte noch nicht verstanden. Hüten wir uns davor, selbst so zu urteilen, wenn wir Gottes Wort hören oder lesen! Wir sagen oft: Ist ja klar, was damit gemeint ist, ich habe es ja schon immer gewusst – und merken nicht, dass wir nur unsere eigene Meinung in Gottes Wort hineinlegen, statt wirklich darauf zu hören. Wir suchen oft Selbstbestätigung in den Predigten und denken im Geheimen zufrieden an andere, denen es mal wieder gesagt wird. Aber Gott will gerade *dich* verändern durch dieses Wort, *dich* will er zur Umkehr bewegen, *dir* will er den Glauben stärken, *dich* will er trösten! Ja, Gott will dein Leben immer wieder verändern durch sein Wort – darum höre, wie ein Jünger hört.

Zu solchem Hören gehört auch, dass du das Wort achtest. Du sollst es also nicht kritisieren und keine Abstriche machen. Das Wort der Bibel ist ja ein kostbarer Schatz: Nur dort begegnet uns Jesus, und nur durch ihn begegnet uns Gott der Vater. Jede einzelne und scheinbar noch so nebensächliche Bemerkung darin ist wichtig – wichtig genug, sie nicht zu überhören und nicht anzuzweifeln. Genauso ernst sollte man die Verkündigung der berufenen Diener Christi nehmen, die heute an seiner Stelle stehen – sofern sie nichts anderes verkündigen als die Lehre der Apostel. Weil ich selbst in diesem Amt stehe, muss ich mir sagen: Wehe mir, wenn ich mich nicht ganz genau an das Zeugnis der Bibel halte! Es ist für mich auch wichtig, dass den paar Minuten Predigt mehrere Stunden Hören auf Gottes Wort vorausgehen. Aber für euch, die Gemeinde gilt: Wehe euch, wenn ihr nicht auf die Worte der Pastoren hört – solange sie am apostolischen Wort bleiben.

Ja, Christsein heißt in erster Linie hören. Und euch wird nicht entgangen sein, dass solches Hören mehr umfasst als das Wahrnehmen von Lauten und Geräuschen, auch mehr als das geistige Verstehen von Informationen. In dem Wort Jesu ist das Gegenteil von hören nicht *überhören*, sondern *verachten*. Hören im rechten Sinne heißt also: Das Gehörte annehmen, ihm zustimmen, ihm glauben, seinen Verheißungen vertrauen, seinen Weisungen gehorchen, es im Herzen festhalten und tun. „Selig sind, die Gottes Wort *hören* und bewahren“, sagte Jesus (Lukas 11,28); und: „Wer diese meine Rede *hört* und tut sie, der gleicht dem klugen Mann, der sein Haus auf Felsen baute“ (Matth. 7,24); und: „Meine Schafe *hören* meine Stimme, und ich kenne sie, und sie

folgen mir“ (Joh. 10,27). Der Apostel Jakobus nannte es Selbstbetrug, wenn einer nur Hörer und nicht auch Täter des Wortes ist.

An solchem Hören freilich scheiden sich die Geister. Es gibt nur die beiden Dinge: entweder hören oder verachten. Wer auf das Wort der Apostel und auf die Prediger des Evangeliums hört, der hört auf Christus, wer aber auf Christus hört, der hört auf Gott, wer aber auf Gott hört, der wird im letzten Gericht vor ihm bestehen und selig werden. Wer nicht auf das Wort der Apostel hört und auf die Prediger des Evangeliums, wer lieber seiner eigenen Vernunft traut, wer sich nicht als gehorsamer Jünger dieser Botschaft unterwerfen möchte, der verachtet die Apostel, und mit ihnen Christus, und mit ihm Gott. Solchen Leuten gilt dasselbe „Wehe“, das Jesus in dieser Rede über die galiläischen Städte aussprach, die zwar seine Predigt hörten, ihr aber nicht glaubten. Auf solche Leute wartet dasselbe Ende wie auf den reichen Mann und dessen Brüder im heutigen Tagesevangelium, die allesamt Mose und die Propheten nicht hörten. Ja, wer sich einem Boten des Evangeliums widersetzt, der widersetzt sich damit Gott selbst. Denn das war den Menschen in früheren Zeiten ganz klar: Wenn jemand offiziell abgesandt war, dann begegnete einem in diesem Abgesandten der Aussendende selbst. So begegnen uns in jeder rechten Predigt die Apostel, Christus aber in den Aposteln, Gott der Vater aber in Christus. „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“, sagte Jesus.

Ja, Christsein heißt hören, hören aber heißt glauben, bewahren, gehorchen. Wenn wir als rechte Jünger hören, dann wird sich das Tun von selbst ergeben – das Tun im Dienste der Nächstenliebe, auch das Tun im Dienst der missionarischen Verkündigung. Denn wenn wir recht hinhören, vernehmen wir nicht nur die frohe Kunde des Evangeliums für uns selbst, sondern wir hören auch, dass wir gesandt sind, sie in Wort und Tat weiterzugeben. Die Kette von Hörern und Gesandten soll nicht abreißen.

Natürlich sind nicht alle Christen gesandt wie Pastoren und Missionare, aber doch können alle deren Arbeit mittragen. Jesus sagte seinen Jüngern im selben Zusammenhang: „Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter sende in seine Ernte.“ Diese Aufforderung kann jeder Christ hören und tun. Jeder kann auch mit seinem Geld dabei mithelfen – auch dazu ruft uns ja Gottes Wort auf, die Arbeiter in der Ernte wirtschaftlich nicht im Stich zu lassen. Natürlich kann der eine mehr geben als der andere, aber wer Gottes Wort hört, der kann in

jedem Fall mit fröhlichem Herzen geben – sei es die Münze in der Kollekte, die vom Taschengeld abgezweigt wurde, oder sei es der Scheck mit dem mehrstelligen Betrag. Wer ein wenig die Verhältnisse unserer Mission kennt, wird wissen: Es werden nicht nur einmalige Kollekten und Spenden gebraucht, die in guter Missionsfestlaune gegeben wurden, sondern mehr noch die regelmäßigen monatlichen Zuwendungen.

Aus dem Hören kommt das Tun – dafür gibt es jede Menge Beispiele. Eltern und Paten sind gesandt, das Gehörte ihren Kinder beziehungsweise Patenkindern weiterzugeben. In der Schule, am Arbeitsplatz, in der Verwandtschaft oder in der Nachbarschaft können wir vielen ahnungslosen Menschen weitergeben, was wir gehört haben. In der Gemeinde besteht viel Bedarf an Mitarbeitern. Und vielleicht fühlt sich auch der eine oder andere gerufen, sich für den Dienst als Pastor oder Missionar zurüsten zu lassen. Wie auch immer Christus den Einzelnen führt und sendet – eines gilt für alle: Christsein heißt zuallererst hören – hinhören auf die beste Nachricht der Welt! Amen.

Entkräftung zweier Vorurteile über die Buße

Predigt über Lukas 15,1-10 zum 3. Sonntag nach Trinitatis

Es nahten sich zu Jesus allerlei Zöllner und Sünder, um ihm zuzuhören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen. Er aber sagte ihnen dieses Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, wenn er eins von ihnen verliert, nicht die neunundneunzig in der Wüste lässt und dem verlorenen nachgeht, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, dann nimmt er es auf seine Schultern mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und sagt ihnen: Freut euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! Ich sage euch: Ebenso wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut – mehr als über neunundneunzig Gerechte, die keine Buße nötig haben. Oder: Welche Frau, die zehn Silbergroschen hat, würde nicht, wenn sie einen davon verliert, eine Lampe anzünden, das Haus durchfegen und ihn mit Fleiß suchen, bis sie ihn findet? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen und sagt: Freut euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte! So auch, sage ich euch, wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Über die Buße gibt es zwei hartnäckige Vorurteile. Am liebsten würde ich einen schweren Hammer nehmen und diese beiden Vorurteile zertrümmern, wenn das möglich wäre. Aber mit einem Hammer geht das nicht, es geht nur mit Worten, vorzugsweise mit Gottes Wort. Darum möchte ich jetzt mit den eben gehörten Geschichten zum Thema Buße die beiden Vorurteile zerschmettern. Aber zunächst einmal will ich die beiden Vorurteile nennen. Erstes Vorurteil: Buße ist etwas, was der *Mensch* tut. Zweites Vorurteil: Buße ist etwas Trauriges.

Also zunächst zum ersten Vorurteil: Ist Buße wirklich etwas, was der *Mensch* tut? Viele denken so. Sie denken, bei der Buße muss man ein trauriges Ge-

sicht machen und so lange über seine Sünden nachdenken, bis einem die Tränen kommen. Man muss dann zur Beichte gehen und Gott um Vergebung bitten. Schließlich muss man auch versuchen, das wiedergutzumachen, was man verbockt hat. In dem Wort „Geldbuße“ schwingt das mit: Man muss Strafe zahlen zur Sühnung der bösen Tat.

Schauen wir uns nun die beiden Gleichnisse an, das Gleichnis vom verlorenen Schaf und das Gleichnis vom verlorenen Groschen. Was hat das Schaf getan, um zur Herde zurückzukommen? Nichts! Und was hat der Groschen getan, um gefunden zu werden? Nichts! Es lässt sich beim besten Willen keine Handlungsanweisung für Sünder aus diesen Geschichten ableiten, in dem Sinne von: Um zu Gott zurückzufinden, musst du dies und das und das tun. Wenn jemand die Handlungsanweisung geben würde: „Sei brav!“, dann könnte man mit dem ersten Gleichnis sofort kontern und sagen: Aber Gott freut sich doch viel mehr über einen einzigen Sünder als über 99 Brave! Sollte man also besser die Handlungsanweisung geben: „Sei böse!“, damit Gott einen irgendwann findet und sich dann besonders freut? Das kann's doch wohl auch nicht sein. Man könnte höchstens sagen: „Sei ehrlich!“ – mach dir über deinen moralischen Zustand keine Illusionen!

Nein, Buße ist nichts, was der *Mensch* tut, sondern Buße ist etwas, was *Gott* mit dem Menschen tut. Wenn Gott einen verlorenen Menschen findet, dann ist das Buße. Wenn der Hirte sich auf die beschwerliche Suche nach dem verlorenen Schaf macht, bis er es findet, dann ist es des Hirten Werk, dass das Schaf umkehrt und zur Herde zurückkommt. Das Schaf muss nicht einmal selbst laufen, der Hirte nimmt es vor Freude auf die Schultern! Oder Gott gleicht einer Frau, die eine kostbare Münze im Haus verloren hat. Sie zündet ein Licht an, um auch in die finstersten Ecken zu leuchten – so hat Gott für uns die Lampe seines Wortes angezündet. Sie fegt mit einem Besen durch Staub und Dreck und hofft, dabei das Klimpern der Münze zu hören – so fegt Gottes Geist durch das Leben eines Sünders und wirbelt dabei manchen Staub auf. All das tut Gott, um die Münze schließlich wieder in sein Schatzkästchen tun zu können. Wir sehen: Buße ist ganz allein Gottes Werk an uns Menschen, sie ist nicht unser Tun. Auch der Apostel Paulus wusste das ganz genau. Erinnert ihr euch, wie er in der heutigen Epistel seine Bekehrung beschrieben hat? Er schrieb: „Früher hatte ich ihn beleidigt, verfolgt und verhöhnt. Aber *er* hat mit mir Erbarmen gehabt... *Er*, unser Herr, hat mir seine Gnade im Überfluss geschenkt...“

Keine Moral, keine Handlungsanweisung finden wir in den beiden Gleichnissen. Sie sind das pure Evangelium! Sie sagen uns: Gott sucht dich und Gott findet dich auch, verlass dich drauf! Habe Vertrauen, er wird die entscheidende Wende in deinem Leben herbeiführen, die dich für immer selig macht. Der christliche Glaube ist nichts anderes als solches Vertrauen. Und wenn dich Gott gefunden hat, dann bilde dir nichts auf deine Bekehrung ein, sondern danke Gott: Buße ist ja nicht *dein* Werk, sondern *sein* Werk. Und dann schenkt er dir auch Früchte der Buße, die du zwar tust, die aber ebenfalls von ihm ausgehen: Vielleicht Tränen der Reue, vielleicht auch Werke der Wiedergutmachung, vor allem aber viel Lob und Ehre!

So, das erste Vorurteil wäre zertrümmert: Buße ist nichts, was der Mensch tut, sondern sie ist Gottes Werk. Nun geht es an das zweite Vorurteil: Ist Buße etwas Trauriges? Von Tränen war ja schon die Rede und vom Bußgeld auch, das sind nicht gerade fröhliche Dinge. Aber auch dieses Vorurteil zertrümmern die beiden Gleichnisse, die Jesus erzählt hat, mit mächtigen Hieben. Viermal taucht das Wort „Freude“ auf, und in beiden Gleichnissen gipfelt die Pointe im Wort „Freude“: „So wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ Und wieder: „So, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.“ Jeder zurückgewonnene Sünder ist dem Himmel ein Freudenfest wert! Nur lassen wir Menschen uns leider oftmals nicht von diesem Freudenfest anstecken und halten Buße für etwas Trauriges.

Vor hundert Jahren gab es in der lutherischen Kirche noch die öffentliche Buße. Meistens wurde sie immer dann praktiziert, wenn eine junge Frau schwanger wurde, ohne verheiratet zu sein. Über diese etwas einseitige Sicht der Sünde rümpft man heute die Nase; aber wenigstens wussten alle Menschen damals noch ganz genau, dass vorehelicher Geschlechtsverkehr Sünde ist. Und weil die Folgen eben dieser Sünde öffentlich sichtbar wurden, so verlangte diese Sünde nach einer öffentlichen Buße. Im Gottesdienst wurden der jungen Frau die Sünden feierlich vergeben. Und dann? Dann feierten die Engel im Himmel ein Freudenfest! Und auf Erden? Und in der Kirche? Wurde da auch ein Freudenfest gefeiert? Wurden da Torten gebacken und Weinflaschen entkorkt, um bei dieser öffentlichen Buße dann auch ein herrliches Buß-Freudenfest zu feiern wie im Himmel? Nichts da! Die öffentliche Buße war eher eine traurige und vor allem äußerst peinliche Angelegenheit, sie glich einem Spießrutenlaufen. Darum hat man sie dann auch abgeschafft.

Nun fordere ich nicht, dass man diese öffentliche Buße wieder einführen soll. Aber wir sollten auf alle Fälle beherzigen, dass Buße etwas Fröhliches ist. Nehmen wir mal an, dein Mitchrist hat dir irgendetwas Hässliches gesagt, und diese Worte haben sich wie ein Stachel in dein Herz gebohrt. Nehmen wir weiter ein, du bist mit ihm im Gottesdienst, und die Beichte wird gehalten. Da kniet dein Mitchrist vor dem Altar, bekennt seine Sünden und bittet Gott um Vergebung. Gott schenkt ihm die Umkehr, Gott vergibt ihm. Spätestens dann sollte in deinem Herzen nichts mehr von dem Stachel der hässlichen Worte übrig sein. Im Himmel feiern die Engel ein Freudenfest über die Buße, solltest du da nachtragend sein und dich weiter ärgern über deinen Mitchristen? Keineswegs! Vergeben ist vergeben. Wo Gott einen Menschen zur Buße bewegt, da dürfen wir ihm seine Sünden im Herzen nicht behalten.

Wenn wir uns das klar machen, liebe Gemeinde, dann können wir herrlich und in Freuden leben. Denn all die Fehler und Bosheiten der Vergangenheit belasten uns nicht mehr; wir sind ja alle heimgeholte verlorene Schafe und gefundene Sünder. Wer wollte da im Blick auf seinen Mitchristen noch nachtragend sein? Buße ist etwas Herrliches, etwas Befreiendes, etwas Fröhliches!

Wie gut, dass wir immer wieder Anlass zu solchen Freudenfesten haben. Amen.

Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist

Predigt über Lukas 6,36-42 zum 4. Sonntag nach Trinitatis

Jesus sagte: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verurteilt nicht, so werdet ihr auch nicht verurteilt. Vergebt, so wird euch vergeben. Gebt, so wird euch gegeben. Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß legen, denn eben mit dem Maß, mit dem ihr selbst messt, wird man euch auch messen. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen? Der Jünger steht nicht über seinem Meister. Wenn der Jünger wie sein Meister ist, dann ist er vollkommen. Was siehst du aber einen Splitter in deines Bruders Auge, und den Balken in deinem Auge nimmst du nicht wahr? Wie kannst du dann sagen zu deinem Bruder: Halt still, Bruder, ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen!, und siehst dabei nicht den Balken in deinem eigenen Auge? Du Heuchler! Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge und sieh danach zu, dass du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Kennt ihr Herrn Turtur? Die Romanfigur des Kinderbuchautors Michael Ende in seinem berühmten Werk von Jim Knopf und Lukas dem Lokomotivführer? Herr Turtur, so heißt es in diesem Roman, ist ein Scheinriese. Das heißt: Eigentlich ist er nicht größer als andere Menschen. Aber während andere Menschen immer kleiner zu werden scheinen, wenn man sich von ihnen entfernt, so scheint Herr Turtur immer größer zu werden, wenn man sich von ihm entfernt. Sieht man Herrn Turtur nur von weitem, so meint man, einen turmhohen Riesen zu erblicken.

Nun ist so etwas in unserer realen Welt ja völlig unmöglich. Das heißt, physikalisch ist es unmöglich. Im übertragenen Sinn kann es aber durchaus Scheinriesen geben. Menschliche Fehler und Schwächen können zum Beispiel Scheinriesen werden. Sie scheinen um so größer zu sein, je weiter sie von uns weg sind. Wenn ich selbst einen Fehler mache, so scheint der klein und

harmlos zu sein, falls ich ihn überhaupt wahrnehme. Wenn andere Menschen Fehler machen, so scheinen die gleich viel größer zu sein. Zum Beispiel kann ich mich furchtbar darüber ärgern, wenn Radfahrer auf dem Gehweg fahren, obwohl das doch verboten ist. Wenn ich selbst aber mit dem Auto mal schneller fahre als erlaubt, dann finde ich das nicht so schlimm. Das Fehlverhalten der anderen erscheint mir groß wie ein Balken, mein eigenes Fehlverhalten klein wie ein Splitter – ein typischer Fall von Scheinriesentum. Aber Jesus treibt mir dieses Scheinriesentum aus mit seinem Gleichnis vom Balken und vom Splitter. Er sagt mir: Dein eigener Fehler, den du unmittelbar vor deinem Auge hast, der müsste dir groß erscheinen wie ein Balken, den darfst du auf keinen Fall übersehen. Die Fehler der anderen, die weiter weg sind, sind dagegen klein wie Holzsplitter.

Jesus hat dieses Gleichnis im Zusammenhang einer Predigt erzählt, in der er über unser Verhältnis zu den Mitmenschen redete. Der erste Satz unseres Predigttextes ist gewissermaßen die Überschrift dieser Predigt: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ So, wie der himmlische Vater uns mit nachsichtiger Liebe und Güte begegnet, so sollen wir auch unseren Mitmenschen begegnen. Wir sollen sie nicht lieblos richten – eigentlich steht da „kritiseren“, denn dieses deutsche Wort ist aus der griechischen Sprache entlehnt. Wir sollen sie erst recht nicht „verdammten“, wir sollen also kein endgültiges Urteil über sie fällen: „Bei dem ist Hopfen und Malz verloren.“ – „Dem ist nicht mehr zu helfen.“ – „Der ist verloren, der kann nicht mehr in den Himmel kommen.“ Vielmehr sollen wir vergeben, so wie Gott uns durch Jesus Christus die Sünden vergibt. Noch einmal: Wir sollen barmherzig sein, wie der himmlische Vater zu uns barmherzig ist.

Wenn ich in einen Laden gehe, dann will ich freundlich bedient werden. Ich mag keine muffeligen Verkäuferinnen und Verkäufer. Und ich verlange, dass mir der Verkäufer seine Aufmerksamkeit schenkt und nicht gerade mit der Kollegin quatscht, wenn ich eine Frage habe. Ja, an diesem hohen Maßstab messe ich Verkäufer. Nun sagt Jesus: „Mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch wieder messen.“ Da fragt mich Jesus also: „Bist du selbst denn immer freundlich mit den Leuten, die zu dir kommen?“ Und da muss ich zugeben: Ich bin auch manchmal muffelig. Und da fragt Jesus mich: „Schenkst du denn deinen Mitmenschen die volle Aufmerksamkeit?“ Und da muss ich zugeben: Nein, oft bin ich abgelenkt, mit den Gedanken ganz woanders. Und da merke ich, dass ich gar keinen Grund habe, mich über unfreundliche Verkäuferinnen und Verkäufer aufzuregen. Wer im Glashaus

sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Es bewahrheitet sich die Regel: Wenn ich mit einem Finger anschuldigend auf jemand anderes zeige, dann zeigen drei Finger auf mich selbst. Und darum sollte ich mich zunächst um den Balken in meinem Auge kümmern, also um meine eigene Unfreundlichkeit, ehe ich mich über die Unfreundlichkeit anderer aufrege.

Wer bin ich denn, wenn ich andere kritisiere, aber selbst denselben Fehler habe? Ein Blinder bin ich dann, der einem zweiten Blinden sagen will, wo es lang geht. Jesus fragt dazu: „Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden nicht alle beide in die Grube fallen?“ Was ist aber in Bereichen, wo ich keine Fehler habe, der andere aber sehr wohl? Wo ich also kein Blinder bin, sondern ein Sehender? Nehmen wir zum Beispiel mal die Zuverlässigkeit: Ich denke, dass ich ein ziemlich zuverlässiger Mensch bin. Wenn man mich bittet, etwas zu erledigen, dann tue ich das auch. Habe ich dann nicht das Recht, unzuverlässige Menschen zu kritisieren? Dazu sagt Jesus: „Der Jünger steht nicht über dem Meister; wenn er vollkommen ist, so ist er wie sein Meister.“ Der Meister ist selbstverständlich Jesus selbst. Wenn nun ein Jünger so meisterlich vollkommen wie Jesus wäre, dann wäre er ihm ebenbürtig, aber nicht über ihm. Und was hat das zu bedeuten? Überlegt mal, wie Jesus mit den Fehlern seiner Mitmenschen umgegangen ist! Hat er sie lieblos kritisiert, hat er sie gerichtet und verdammt? Mitnichten! Er war liebevoll und barmherzig, und er hat ihnen vergeben. Also: Selbst wenn ich vollkommen zuverlässig wäre, hätte ich keinen Grund, unzuverlässige Menschen zu verurteilen; vielmehr müsste ich nach dem Vorbild Jesu liebevoll und barmherzig mit ihnen umgehen. Es kommt noch hinzu, dass ich nun eben doch nicht hundertprozentig zuverlässig bin, sondern dass auch ich immer mal wieder etwas vergesse und versäume, was ich hätte erledigen sollen. Und das sollte mir – siehe oben – ein Balken im Auge sein, viel größer als die Splitter der Unzuverlässigkeit der anderen.

Das mit der Barmherzigkeit und dem Nicht-Richten ist nun hoffentlich ganz klar. Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Wenn wir hier stehen bleiben würden, dann könnten wir es uns bequem machen und sagen: Das macht ja nichts mit unseren Fehlern und Schwächen, das macht ja nichts mit unserer Sünde. Wir sind eben alles kleine Sünderlein. Und haben nicht unsere Schwächen etwas geradezu Liebenswertes an sich? Das macht ja nichts, dass wir blind sind! Aber so sollten wir nicht reden. Es macht sehr wohl etwas, wenn wir blind sind; es wäre besser, wir könnten sehen. Es macht sehr wohl etwas, wenn wir Sünder sind; es wäre besser, wir lebten heilig. Und wer

Jesus kennt, der weiß, dass auch Jesus so denkt. Er hat ja die Blinden geheilt und die Sünder zur Umkehr gerufen. Und sein Gleichnis von Splitter und Balken endet nicht damit, dass der Fremdkörper im Auge bleibt, sondern er endet damit, dass beide, der Balken im eigenen Auge und der Splitter im fremden Auge, herausgezogen werden.

Dazu ist Jesus in die Welt gekommen, dass er unsere Schuld vergibt. So zeigt uns Gott seine Barmherzigkeit. Dieses Geschenk sollen wir im Glauben annehmen. Darum ist es gut, dass wir den Balken in unserem Auge nicht nur wahrnehmen, sondern ihn auch von Jesus herausziehen lassen. Es ist gut, wenn wir uns immer wieder von ihm zusprechen lassen: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Und auf dieselbe Weise sollen wir auch unserem Mitmenschen helfen, seinen Splitter im Auge loszuwerden: Indem wir selbst barmherzig sind und ihm vergeben, und indem wir ihn auf Gottes Barmherzigkeit hinweisen, die durch Jesus Christus zu uns gekommen ist. Es wäre also nicht richtig, wenn wir den Splitter im Auge unseres Bruders einfach schweigend übersähen. Wir dürfen unseren Mitchristen durchaus auf seine Fehler hinweisen – aber bitte barmherzig, liebevoll, rücksichtsvoll, taktvoll, ohne zu richten und zu verdammen, im Bewusstsein der eigenen Fehlerhaftigkeit. Wenn wir das tun, dann handeln wir so, wie Jesus es uns selbst vorgelebt und im Gleichnis vorgelegt hat. Wie sagte er doch zum Schluss? „Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge und sieh dann zu, dass du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst!“ Amen.

Von Angeberei, Ehre und Schande

Predigt über Lukas 14,7-11 zum 6. Sonntag nach Trinitatis

Jesus erzählte den Gästen ein Gleichnis, als er merkte, wie sie gern oben an der Tafel sitzen wollten, und sprach zu ihnen: Wenn du von jemandem eingeladen wirst zur Hochzeit, dann setze dich nicht oben an die Tafel, damit nicht etwa ein Geladener, der würdiger ist als du, später kommt, und der Gastgeber zu dir sagt: Weiche diesem! Dann müsstest du mit Scham unten an der Tafel sitzen. Sondern: Wenn du eingeladen wirst, geh hin und setze dich unten an die Tafel, damit, wenn der Gastgeber kommt, er zu dir sagt: Freund, rücke hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tisch sitzen. Denn wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Als ich ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, erhielt ich in den Sommerferien eine Postkarte von meinem besten Freund. Die Anschrift lautete: „Herrn Angeber Matthias Krieser“. Ich war damals tatsächlich ein Angeber. Ich wollte beliebt sein, ich wollte bewundert werden, und ich setzte mich entsprechend in Szene. Die Postkarte war da ein ziemlicher Dämpfer. Mein Freund bewunderte mich offenbar nicht, sondern er verspottete mich wegen meiner Angeberei. Wie peinlich, wie beschämend! „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“

So habe ich am eigenen Leibe erfahren, wovon Jesus mit seiner berühmten Geschichte vom Gastmahl sprach: Ein Angeber setzt sich auf den besten Platz, der den Ehrengästen vorbehalten ist. Als nun ein noch vornehmerer Mann eintrifft, muss er den Ehrenplatz räumen und wird in die unteren Ränge verwiesen. Wie peinlich, wie beschämend! „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“

Es handelt sich um eine Erfahrung, die fast alle Menschen zu allen Zeiten machen. In Jesu Geschichte und in dem Spruch von der Selbsterhöhung kommt eine weit verbreitete Lebenserfahrung zum Ausdruck. Bereits Kinder

können sie erfahren. Eine Religionslehrerin fragte einmal ihre Grundschulklasse, was das denn wohl bedeuten soll: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“ Da meldete sich ein Mädchen und berichtete von einem frechen Jungen. Der hat sich, berichtete sie, in der Pause auf einen großen Stuhlstapel gesetzt, der in der Ecke stand. Er wollte der Größte sein, er hat sich selbst erhöht, der Stuhlstapel war sein Thron. Und da ist der Stuhlstapel mit großem Gepolter umgefallen, und der Junge lag am Boden. Wie peinlich, wie beschämend!

Auch intelligente Leute treten in dieses Fettnäpfchen und suchen die eigene Ehre, weil sie beliebt sein möchten und bewundert werden wollen. Wie viele Studenten träumen von einer steilen Karriere, wollen möglichst schnell Professor werden. Ich habe neulich im Radio gehört, dass über die Hälfte aller Medizinstudenten in Deutschland nicht vorhaben, Arzt zu werden, schon gar nicht gewöhnlicher Hausarzt. Nein, sie wollen höher hinaus, wollen forschen, wissenschaftlich arbeiten und dann vielleicht einmal den Ruhm für eine bahnbrechende medizinische Entdeckung einkassieren. Für die allermeisten von ihnen wird sich dieser Traum allerdings nie erfüllen. Sie werden doch irgendwo als ganz gewöhnliche Ärzte landen, und vielleicht werden ihnen dann die Mitstudenten von damals hämisch grinsend ihre hochfliegenden Pläne vorhalten. Wie peinlich, wie beschämend! „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“

Auch mit fortschreitendem Alter stellt sich die Bescheidenheit nicht automatisch ein. Die Postkarte an den „Herrn Angeber“ hat mich nicht ein für alle Mal kuriert; ich spüre nach wie vor die Versuchung zur Angeberei. Etwa wenn ich aus meiner Zeit in Afrika erzähle. Da reizt es mich zum Beispiel zu berichten, wie ich einmal mit einem gezielten Steinwurf eine Schlange erlegt habe. Wie mutig! Meine Frau könnte allerdings ergänzend hinzufügen, dass es sich um eine ungiftige und gänzlich harmlose Hausschlange handelte, keine fünfzig Zentimeter lang, und schon würde sich die Heldengeschichte in Luft auflösen. Wie peinlich, wie beschämend! „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“

Ich nehme an, dass einige von euch auch die Versuchung kennen, sich mit selbst erzählten Heldengeschichten zu erhöhen. Männer berichten gern von Abenteuern, die sie mutig oder listig gemeistert haben, und wollen dafür bewundert werden. Frauen berichten gern davon, wie sie sich selbstlos für andere Menschen eingesetzt und aufgeopfert haben, und wollen dafür geliebt

werden. Meistens leben solche Geschichten von leichten bis mittelgroßen Übertreibungen. Und wenn das herauskommt, ist es beschämend.

Besonders raffiniert sind diejenigen, die sich mit ihrer Bescheidenheit rühmen. Denn es hat sich ja mittlerweile herumgesprochen, dass Angeber doch nicht so beliebt sind, wie sie es gern sein möchten. Jesu Spruch: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden“, ist zum bekannten Sprichwort geworden. Also erniedrigt man sich besser – mit der Absicht und Erwartung, dass man dann erhöht wird. Bescheidenheit ist Trumpf und führt zum Erfolg! Also: Sich immer auf den untersten Platz setzen, immer das kleinste Stück Torte nehmen und jedes Lob gekonnt mit der Rückhand abschmettern: „Aber, aber, das war doch selbstverständlich, das ist doch wirklich nicht der Rede wert.“ Wer dieses Spielchen gut spielt, der kann es weit bringen mit seiner Anerkennung und Beliebtheit. Wenn ihm dann bescheinigt wird: „Du bist aber ein bescheidener Mensch!“, dann wird ihm damit hoher Ruhm und große Ehre zuteil.

Aber wir spüren: Das hat Jesus nicht gemeint. Geheuchelte Bescheidenheit ist ebenso schlecht wie ungetarnte Angeberei. Wie also sollen wir dann sein? Was lehrt uns der Spruch von der Selbsterhöhung? *Ehrlich* sollen wir sein, wir selbst sollen wir sein! Wir sollen uns nicht größer machen, als wir sind, aber auch nicht kleiner. Und wir sollen uns dabei nicht so wichtig nehmen, sondern lieber unseren Mitmenschen helfen. Es ist gar nicht so wichtig, ob ich geehrt und bewundert werde, ob ich angesehen und beliebt bin. Wichtig ist, dass ich die anderen liebe und dazu beitrage, dass ihre Würde keinen Schaden nimmt. Wenn es mir darum geht, brauche ich weder übertrieben angeberisch noch übertrieben bescheiden zu sein.

So, nun haben wir eine moralische Nutzenanwendung aus der Geschichte und aus Jesu Sprichwort gezogen. Trotzdem ist die Predigt noch nicht zu Ende. Denn wir dürfen nicht übersehen, dass die Geschichte Jesu ein „Gleichnis“ genannt wird. Es handelt sich also um eine Geschichte, mit der eigentlich etwas ganz anderes ausgesagt werden soll, was sich erst aus dem Vergleich mit dieser Geschichte ergibt.

Was dieses Andere ist, das erkennen wir, wenn wir sehen, in welchem Zusammenhang Jesus sonst noch dieses Sprichwort gesagt hat: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ Dreimal ist dieses Wort Jesu nämlich im Neuen Testament überliefert. Auch nach der Geschichte vom Pharisäer und vom Zöllner, die im

Tempel beteten, hat er dieses Wort gesagt (Lukas 18,14). Da merken wir: Es geht eigentlich um unser Verhältnis zu Gott! In dieser Hinsicht wäre es also besonders fatal, wenn wir uns selbst erhöhten, wenn wir *vor Gott* angeben wollten und uns damit brüsteten, was wir doch für fromme Leute sind – wie es der Pharisäer im Tempel getan hat. Gottes vernichtendes Urteil über ihn lautete: „Nicht gerechtfertigt“ – nicht akzeptiert bei Gott, sondern ausgestoßen aus der Gemeinschaft mit ihm. Nein, vor Gott ist nur Bescheidenheit angemessen, Selbst-Erniedrigung. Und vor Gott können wir gar nicht *zu* bescheiden sein, denn gemessen an seinem Gesetz der Liebe und am Vorbild Jesu Christi stehen wir mit leeren Händen vor ihm da. Wie der Zöllner im Tempel müssen wir bekennen: „Gott sei mir Sünder gnädig“ (Lukas 18,13). Wie Martin Luther an seinem Lebensende müssen wir bekennen: „Wir sind Bettler.“ Wenn wir ehrlich sind, gibt es da nichts in unserem Leben, dessen wir uns vor Gott rühmen könnten. Der Apostel Johannes formulierte es so: „Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, dann betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns“ (1. Joh. 1,8). Es wäre Selbstbetrug zu meinen, wir hätten auch nur den bescheidensten Platz an der himmlischen Festtafel verdient. Nein, Schande haben wir verdient – und dieses Wort hat bereits in der Bibel eine doppelte Bedeutung: Es meint nicht nur die peinliche Situation, dass man mit seiner Angeberei enttarnt wird und sich schämen muss, es meint auch den ernststen Richterspruch Gottes am Ende der Zeit: „Hinfort mit euch, ich kenne euch nicht, ihr gehört nicht zu mir.“ Wer sich selbst erhöht, wer sich einbildet, dass er bei Gott Ehre verdient, der wird einst so schrecklich erniedrigt werden.

Wer aber nicht zu stolz ist, vor Gott auf die Knie zu gehen, wer sich in der Beichte ehrlichen Herzens einen „armen, elenden sündigen Menschen“ nennt, wer erkennt, dass er vor Gott nichts vorzuweisen hat als ein von Sünde verseuchtes Leben, der darf wissen, dass Gott ihn erhöht. Denn Christus ist für ihn gestorben, er ist getauft, er ist gerechtfertigt, er ist gereinigt, er ist geheiligt. Ja, ihm wird einst sogar die Ehre zuteil, einen herrlichen Platz an der himmlischen Festtafel einzunehmen. Gott gebe, dass wir alle dabei sind. Amen.

Salz der Erde

Predigt über Matthäus 5,13 zum 8. Sonntag nach Trinitatis

Jesus sagte: Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz fade wird, womit soll man salzen? Es ist künftig zu nichts nütze; man kann es nur noch hinaus-schütten und von den Leuten zertreten lassen.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

„Ihr seid das Salz der Erde“, sagte Jesus zu seinen Jüngern. Und weil auch wir seine Jünger sind, können wir das auf uns beziehen: „Wir sind das Salz der Erde.“ Was meint Jesus mit diesem Bild? Um dem auf die Spur zu kommen, müssen wir zunächst darüber nachdenken: Was hat es denn mit dem Salz auf sich, wozu wird es verwendet? Und wir wollen auch bedenken, was die Bibel sonst über das Salz sagt. In einer Konkordanz kann man unter dem Stichwort „Salz“ nachschauen und findet da viele Bibelstellen. Nimmt man beides zu-sammen, sowohl die allgemeinen Überlegungen zum Salz als auch die Bot-schaft der Bibel, dann kann man sagen, dass das Salz hauptsächlich vier An-wendungsbereiche hat: Es *reinigt*, es *konserviert*, es *heiligt* und es *würzt*.

Erstens *reinigt* Salz. Die Hausfrauen unter uns könnten sicher aus ihrem Erfahrungsschatz einige Tips geben, wie man und was man mit Salz reinigen kann. Im Alten Testament ist sogar davon die Rede, dass neugeborene Babys mit Salz abgerieben wurden – wohl, um sie zu reinigen. Zweitens *konserviert* Salz. Fleisch wurde früher oft eingepökelt, also in Salz eingelegt, damit es lange haltbar blieb. Mit Salzheringen oder Sardellen ist es ähnlich. In biblischer Zeit gehörte das Einsalzen zu den wichtigsten Konservierungsmethoden. Deshalb ist Salz in der Bibel ein Inbegriff von Beständigkeit, Un-vergänglichkeit. So kommt es, dass im Gottesdienst des Alten Testaments Salz drittens auch *heiligt*. Kein Opfer wurde im Jerusalemer Tempel dar-gebracht, ohne dass es zuvor gesalzen wurde. Gottes alter Bund wird an eini-gen Stellen „Salzbund“ genannt; das bedeutet: er ist ein beständiger und heiliger Bund. Viertens macht Salz Speisen *schmackhaft*. Dieser Anwen-

dungsbereich ist uns heute am vertrautesten, war aber auch schon zu biblischer Zeit bekannt.

„Ihr seid das Salz der Erde“, sagte Jesus den Jüngern damals und sagt Jesus uns Christen heute. Mit den vier Anwendungsbereichen des Salzes können wir uns klar machen, was er mit diesem Gleichnis meint.

„Ihr seid das Salz der Erde“ bedeutet erstens: Ihr seid *rein*. Kein Zweifel, wie das zu verstehen ist: Ihr seid gereinigt durch das Blut Christi, abgewaschen von Sünde durch das Bad der Wiedergeburt, durch die heilige Taufe. Es bedeutet zweitens: Ihr seid *konserviert*, beständig. Ihr seid für die Ewigkeit bestimmt. Ihr seid Erben des ewigen Lebens. Wie Jesus vom Tod auferstanden ist, so werdet ihr mit ihm ewig leben in der Herrlichkeit des Vaters. Ihr seid drittens *heilig*, geheiligt durch das Opfer Jesu Christi. Ihr gehört zu Gott – so, wie all die gesalzenen Opfertiere im Tempel Gott gehörten. Ihr habt den Heiligen Geist empfangen. Ihr seid viertens etwas *Schmackhaftes*, ihr seid durch den Heiligen Geist dazu berufen, dieser Welt die rechte Würze zu geben durch euer christliches Bekenntnis und durch eure guten Werke.

Besonders bei diesem letzten Anwendungsbereich wird uns deutlich, dass das Salz-Sein kein Selbstzweck ist. „Ihr seid das Salz der Erde“, das heißt: „Ihr seid Salz *für* die Erde, für die anderen Menschen.“ Ihr seid durch Christus gereinigt, konserviert, geheiligt und schmackhaft geworden nicht nur, damit ihr selbst seliges Leben habt, sondern auch, damit ihr dazu beiträgt, dass andere selig werden.

Lasst uns in dieser Richtung weiterdenken. Ein einzelnes Salzkorn bewirkt kaum etwas, es geht unter und entfaltet keine nennenswerte Wirkung. Aber die Anhäufung vieler Salzkörner kann etwas bewirken. Seht, darum hat Christus uns Salzkörner in die Gemeinde gestellt, dass wir gemeinsam etwas für die Erde sein sollen. Er redet die Jünger immer gemeinschaftlich an, sagt also nicht: „*Du* bist ein Salzkorn der Erde“, sondern: „*Ihr* seid das Salz der Erde.“ Ganz konkret: Unsere Gemeinde hier ist berufen, Salz in der Suppe dieser Welt zu sein, und zwar die ganze Gemeinde, nicht nur der Pastor, nicht nur die Kirchenvorsteher. Für den Lauf des Evangeliums hängt viel davon ab, ob Außenstehende einer Gemeinde anmerken: Hier sind Leute, die aufgrund einer frohen Botschaft fröhlich leben; die aufgrund der erfahrenen Liebe Gottes sich untereinander lieben und dabei noch viel Liebes-Überschuss für andere haben; Leute, die nicht unter den Problemen einer vergänglichen Welt

resignieren, sondern aus der Hoffnung auf die herrliche unvergängliche Welt leben und diese Hoffnung auch ausstrahlen.

Das zeigt sich ganz besonders in der Art und Weise, wie wir reden. Deshalb ermuntert Paulus die Gemeinde in Kolossä mit Bedacht so: „Eure Rede sei allezeit freundlich und mit Salz gewürzt, dass ihr wisst, wie ihr einem jeden antworten sollt“ (Kol. 4,6). Mit Salz gewürzt sollen wir reden – also so, dass wir dem Anspruch gerecht werden, Salz der Erde zu sein: rein, zum ewigen Leben berufen, heilig. Es ist wirklich der Mühe wert, wenn wir uns angewöhnen, auch in den alltäglichen Lebenssituationen geistlich zu reden. Wenn jemand Geburtstag hat, wünschen wir als Christen mit Bedacht nicht nur alles Gute, sondern Gottes Segen. Wenn andere über das Wetter fluchen, merken wir an: „Wind und Wetter loben den Herrn“, oder: „Gott macht keine Fehler.“ Wenn wir einem Trauernden kondolieren, sagen wir nicht nur „Herzliches Beileid“, sondern: „Ich wünsche Gottes reichen Trost.“ Wenn wir einen Brief, eine Karte oder eine E-Mail schreiben, kann im Gruß ruhig auch unsere christliche Hoffnung anklingen: „Sei Gott befohlen!“, kann man da schreiben, das wäre mit Salz gewürzt.

Vielleicht kommt euch das wenig vor, aber es ist viel. Mit Salz muss man sparsam umgehen. Als Jugendlicher hatte ich hochfliegende Ideen, was die Christen alles tun müssten als Salz der Erde. Das ist gut so, das ist das Vorrecht der Jugend. Als Jugendlicher will man viel, als Erwachsener erkennt man nach und nach seine engen Grenzen. Da hat man auch nicht mehr so viele Freiräume, seine Träume vom Salz-der-Erde-Sein in die Tat umzusetzen. Aber auch in den Grenzen von Beruf und Familie, in den Grenzen gesellschaftlicher Zwänge, in den Grenzen von Krankheit und Trübsal kann man Salz der Erde sein. Es sind die kleinen täglichen Gelegenheiten, die Gott einem gibt. Es sind die Bereiche der Mitarbeit, die sich in der Gemeinde ergeben. Es ist vielleicht nur das geduldige Stillhalten, wenn Gott Schweres über dich kommen lässt. Wenn du dann im Leiden immer noch Gott preist, dann horcht die Welt auf, dann bist du Salz der Erde. Dann salzt Gott mit dir, und so soll es doch letztlich sein.

„Ihr seid das Salz der Erde“, sagte Jesus. „Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen?“ – „Wenn nun das Salz nicht mehr salzt“ – geht das überhaupt? Kann Salz „dumm“ und kraftlos werden? Nein, chemisch ist das unmöglich, was Jesus hier sagt. Salz ist immer salzig, oder es ist kein

Salz. Es kann seinen Geschmack niemals verlieren. Was hat diese Aussage Jesu dann aber zu bedeuten?

Natürlich wusste Jesus, dass Salz nicht kraftlos werden kann; schließlich hat er selbst es so geschaffen mit seinem Vater. Jesus hat also ganz bewusst das Unmögliche formuliert: „Wenn das Salz nicht mehr salzt ...“ Er will damit sagen: Wenn ein Jünger nicht Jesus als Herrn bekennt und keine guten Werke hat, dann ist er kein Jünger mehr; dann ist das sogenannte Salz kein Salz mehr. Wer nicht bekennt und keine guten Werke hervorbringt, gehört nicht zu Christus und hat Gottes Gericht zu erwarten: „Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es wegschüttet und lässt es von den Leuten zertreten.“ Andersherum: Wer getauft ist und an Jesus glaubt, wer von ihm gereinigt und geheiligt ist, der *ist* ganz einfach Salz und bleibt auch Salz, denn seine Salzkraft ist nicht eigene Leistung oder eigenes Verdienst, sondern Gottes Werk in ihm und durch ihn. Gott ist in seinem Tun treu und verlässlich.

Wir merken, wir kommen hier mit unserem Verstand an eine Grenze. Das muss auch so sein, denn hier verlassen wir den Bereich *menschlicher* Weisheit und betreten den Bereich *göttlicher* Weisheit. Warum aber sagt uns Jesus so etwas, wenn wir es doch nicht fassen können? Nun, wir können durchaus fassen, was das für uns zu bedeuten hat: Christus hat uns zum Salz der Erde gemacht, und wir dürfen dessen gewiss sein, weil sein Wort und seine Zusage durch seinen Tod und unsere Taufe Bestand haben. Wir können auch erwarten: Wenn wir in Christus leben, also mit seinem Wort und Sakrament, dann *sind* wir Salz und haben Salzkraft für die Erde. Wenn wir Gutes tun wollen, brauchen wir eigentlich nur das zu leben, was wir sind.

Andererseits aber sollten wir auch die Mahnung nicht überhören, die unser Herr in diese Worte gelegt hat: Es kann geschehen, was eigentlich nach Gottes Berufung unmöglich ist, was aber ein verfinstertes Herz bewirkt: Dass ein Jünger abfällt, dass er als Salz nicht mehr salzt, dass er aufhört, Salz zu sein, Jünger zu sein. Diese dunkle Seite des Evangeliums haben wir vor Augen mit König Saul oder mit dem Jünger Judas, die beide zu höchster Ehre berufen waren, beide jedoch abfielen, beide schließlich in Verzweiflung und Verdammnis endeten. Niemand von uns soll selbstsicher werden! Wer meint, er stehe, sehe zu, dass er nicht falle!

Und wenn uns dieses ernste Wort Christi vom kraftlosen Salz, das zertreten wird, erschreckt, so hat es seine Wirkung nicht verfehlt. Denn wenn es uns erschreckt, treibt es uns doch nur wieder in die Arme des lieben Herrn und

lässt uns bitten: „Herr, du hast so viel für mich getan, hast mich armen, elenden Sünder erlöst. Herr, ich erkenne, wie wenig ich deine Salzkraft in meinem Leben eingesetzt habe, wie unvollkommen ich bisher als dein Jünger und Zeuge gelebt habe. Herr, lass mich nicht zu Schanden werden, lass nicht zu, dass ich zertreten und verdammt werde. Nimm mich um Christi willen wieder in Gnaden an; ich komme in keiner anderen Zuversicht als auf die Zusage deines heiligen Evangeliums hin. Du bist ja in die Welt gekommen, um Sünder selig zu machen, und so rufe ich zu dir: Herr, erbarme dich.“
Amen.

Wer Gott vertraut, hat keine Sorgen

Predigt über Matthäus 6,24-34 zum 15. Sonntag nach Trinitatis

Jesus sagte: Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem ersten anhangen und den zweiten verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorgt nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nichts in Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch, der seiner Lebenslänge auch nur eine Elle hinzufügen kann, auch wenn er sich darum sorgt? Und warum sorgt ihr für die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott die Wildpflanzen auf dem Feld so kleidet, die doch nur heute da stehen und morgen ins Unkrautfeuer geworfen werden, sollte er nicht viel mehr auch euch kleiden, ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr das alles braucht. Trachtet zuallererst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch das alles zufallen. Darum sorgt nicht für den nächsten Morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Wer Jesus vertraut, hat es gut. Wer Jesus vertraut, dem kann manches Magen-geschwür erspart bleiben, denn wer Jesus vertraut, der braucht sich keine Sorgen zu machen – wenigstens nicht um die Angelegenheiten dieser Welt. „Sorget nicht“, ermunterte Jesus seine Jünger. Macht euch keine Sorgen um euer Leben! Ihr braucht euch nicht verzweifelt zu fragen, woher ihr genug zu essen und und zu trinken bekommt. Ihr braucht euch nicht den Kopf darüber

zu zerbrechen, wo ihr Kleidung herbekommt gegen die Kälte. Und wie Jesus es seinen Jüngern damals zurief, so möchte ich es euch jetzt weitergeben: Macht euch keine Sorgen!

Nun ist das ja heute sowieso nicht unser Problem, dass wir uns ums Verhungern oder ums Verdursten sorgen müssten. Wir sorgen uns eher darum, ob unser Essen gesund ist, ob es uns schmeckt, und vielleicht auch, ob es uns nicht zu dick macht. Unser Überleben ist heute weitaus stärker abgesichert als damals. In unserem Blickfeld liegt nicht so sehr die Sorge, *dass* wir überleben, sondern die Sorge, *wie* wir überleben, wie also unsere Lebensqualität ist. Wir kommen auch nicht auf die Idee, dass unser Leben durch Mangel an Kleidung bedroht sein könnte. Wenn wir fragen: „Was soll ich anziehen?“, dann fragen wir das vor einem vollen Kleiderschrank, wo wir uns nicht entscheiden können.

In einer Hinsicht allerdings spüren doch die meisten von uns, dass es uns ans Leben gehen könnte, ja, dass es großen Teilen der Menschheit ans Leben gehen könnte, und das ist die Umweltproblematik. Wie leicht gerät man da ins Sorgen! Wie lange können wir unser Trinkwasser noch unbedenklich genießen? Wie wird sich die Klimakatastrophe weiter auswirken? Steht eine nukleare Katastrophe vor der Tür? Welche Nahrungsmittel sind womit belastet, und wie schädlich ist das? Fragen über Fragen, Sorgen über Sorgen! Wie können wir überleben, wie können wir angesichts dieser Bedrohungen einen unversehrten Leib behalten?

Auch auf die Gefahr hin, jetzt naiv zu erscheinen, setze ich die Worte unseres Herrn dagegen. Sie passen nämlich genau in diese Situation: „Sorget nicht! Macht euch keine Sorgen, weder um euer Leben noch um euren Leib!“ Aber warum denn? Die Umweltgefahren sind doch nicht eingebildet, sondern wirklich vorhanden! Warum sollten wir uns nicht darüber Sorgen machen?

Jesus zeigt uns im Verlauf seiner Predigt zunächst einmal, dass wir uns mit unserer Sorgerei maßlos überschätzen. „Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt?“ Wer sind wir denn, dass wir meinen, unsere Zukunft und die Zukunft der Welt hänge von uns ab? Gerade dieser Eindruck wird bei leidenschaftlichen Umweltschützern oft erweckt, nach dem Motto: Wenn wir jetzt nicht aktiv werden, dann wird die Welt kaputt gehen, dann wird bald kein Leben mehr auf ihr möglich sein. Aber liebe Leute, seht doch mal realistisch, was ihr ausgerichtet: Natürlich könnt ihr Energie sparen, ein sparsames Auto benutzen, mit

dem Rad fahren, Sparlampen verwenden – das ist ja auch gut so. Aber was ist das gegen die unzähligen Tonnen Erdöl, die täglich auf der Welt verschwendet werden? Natürlich könnt ihr euer Altpapier sammeln und zur Wiederverwertung abgeben – das ist ja auch gut so. Trotzdem könnt ihr nicht verhindern, dass sich das Altpapier auf diversen Halden inzwischen zu Bergen türmt, auf denen Bäume wachsen. Wie kümmerlich sind unsere guten und ernstesten Absichten, die Umwelt zu schützen, und wie vermessen die Vorstellung, wir Menschlein hätten die Zukunft der Welt in der Hand!

Gott kann heute oder morgen Schluss machen mit deinem Leben und mit der ganzen Welt, wenn er will. Er kann sie aber auch noch tausend Jahre erhalten, wenn er will, kann sie mit starker Hand von allen Umweltschäden säubern. Er kann mit einem Fingerschnippen das Ozonloch stopfen; trauen wir ihm das etwa nicht zu? Das wäre eines seiner kleineren Wunder. Also: Wir brauchen uns nicht zu sorgen, denn er sorgt für uns. Er sorgt für die Spatzen, er sorgt für die Lilien, er sorgt noch vielmehr für die Menschen, er sorgt für die gesamte Menschheit auf diesem schönen Planeten. Wer diesem starken Gott vertraut, der braucht sich keine Sorgen zu machen. Ist das nicht herrlich?

Und das Beste ist: Wir kennen ihn ja gut, diesen Gott! Wir haben ihn durch Jesus Christus kennengelernt, seinen Sohn. Wir gehören zu Jesus; er ist unser Herr, wir seine Brüder. „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen“, ruft er uns zu. Nach Gottes Gerechtigkeit trachten – wir wissen, wo wir die finden: in den Wunden unsers Herrn. Der hat für uns alle Gerechtigkeit erfüllt, der hat uns heilig gemacht, der hat uns mit dem himmlischen Vater versöhnt. Wenn wir diese Gerechtigkeit im Glauben annehmen, wenn wir danach zuerst trachten, dann gehören wir zu Gottes Reich. Und dann wissen wir: Es ist nun alles in Ordnung; der liebe Vater sorgt für uns, und das andere alles wird uns zufallen. Das andere alles – Essen, Trinken, Kleidung und eine Umwelt, in der man überleben kann. Es wird uns zufallen, solange Gott es in seinem weisen Ratschluss so fügt, denn niemand kann seinem irdischen Leben eigenmächtig auch nur eine Sekunde hinzufügen. Aber sein Reich hört ja nicht nach diesem irdischen Leben auf, sondern dann gehts erst richtig los, in himmlischer Herrlichkeit! Ja, wenn wir danach zuerst trachten, nach seinem Reich und nach seiner Gerechtigkeit, dann wäre es lächerlich, wenn wir uns um die Dinge dieser Welt Sorgen machen würden – bei *dem* Vater! Dann würden wir ihm ja nicht mehr zutrauen, dass er alles in Ordnung bringt. Wenn wir ihm aber vertrauen, wenn wir durch Jesus Christus zu ihm gefunden haben, dann

können wir ganz getrost sagen: „Tobe, Welt, und springe; / ich steh hier und singe / in gar sichrer Ruh.“

Wahrscheinlich sind jetzt einige nicht ganz einverstanden mit dem, was ich gesagt habe. Ist es nicht gefährlich, so zu predigen? Unterstützt man damit nicht die Luftküsse, die leichtsinnig durchs Leben schlendern und letztlich auf Kosten anderer leben? Unterstützt man damit nicht die Umweltverbrecher, die nun mit desto besserem Gewissen unverantwortlichen Raubbau mit Gottes Schöpfung treiben? Das will ich mit allem Nachdruck zurückweisen! Wir Menschen haben von Gott eine Verantwortung hinsichtlich seiner guten Schöpfung übertragen bekommen, die Verantwortung nämlich, diesen „Garten“ zu bebauen und zu bewahren. Es ist Unrecht und Sünde, wenn wir fahrlässig damit umgehen, wenn wir wertvolle Rohstoffe verschwenden, wenn wir das ökologische Gleichgewicht kaputt machen und leichtsinnig Gefahren heraufbeschwören.

Aber so ein verantwortungsvoller Umgang mit Gottes Schöpfung ist kein Sorgen, jedenfalls nicht in dem Sinne, wie Jesus dieses Wort gebraucht hat. Es geht Jesus nicht um bestimmte Aktivitäten, sondern es geht ihm um die innere Einstellung, aus der heraus dann alle Aktivitäten fließen. Jesus wirbt hier um die rechte Einstellung des Glaubens, des Vertrauens: Sorget nicht! Maßt euch nicht an, dass ihr durch euer Tun die Probleme dieser Welt in den Griff bekommen könnt; Gott allein ist es, der sie erhält! Sorget nicht! Erwartet und erbetet vielmehr alles von eurem lieben himmlischen Vater! Sorget nicht! Seht nicht euer Tun in den Geschäften dieser Welt als das Wichtigste an, sondern setzt den Glauben an die erste Stelle, das Trachten nach Gottes Reich und nach Gottes Gerechtigkeit! Wer da seinen Lebensschwerpunkt hat, der braucht sich wirklich keine Sorgen mehr zu machen um die Dinge dieses Lebens. Andererseits: Wer die Dinge dieser Welt an die erste Stelle setzt, der denkt heidnisch, der dient dem Mammon, der wird schließlich von der Sorge aufgefressen werden und muss verzweifeln, weil er merkt, wie wenig er doch letztlich ausrichten kann. Sorget nicht! Betrügt euch nicht selbst: Gottes Tun hat eine viel größere Herrlichkeit als alles, was ihr tun könnt! Die abertausenden Feldblumen kleidet Gott viel schöner, als die Modemacher ihre Models kleiden können. So gilt doch für unsere ganze Welt: Stümpert nicht eigenmächtig herum, sondern lasst den Profi ran, lasst den Hersteller ran, lasst Gott ran! Stellt euch zuallererst auf ihn ein, vertraut ihm durch Jesus Christus, dann wird sich alles andere schon ergeben!

Wer Jesus vertraut, hat es gut. Wer Jesus vertraut, der braucht sich keine Sorgen zu machen, wenigstens nicht um die Angelegenheiten dieser Welt. Nur: Wer von uns hat solches Vertrauen? Ertappen wir uns nicht doch immer wieder beim Sorgen? Ja, das müssen wir bekennen: Wir sind hin- und hergerissen zwischen Sorgegeist und Vertrauen, zwischen Mammon und Gott. Niemand kann diesen beiden Herrn zugleich dienen, aber hin- und hergerissen zwischen ihnen, das sind wir. Trösten wir uns: Den Jüngern damals ging es nicht besser – diesen großen Glaubenshelden, die für Jesus ihre ganze bürgerliche Existenz hinter sich gelassen hatten. Ein einziges Mal redet Jesus sie in diesem Abschnitt an, und wie nennt er sie da? „Ihr Kleingläubigen!“ Er hat das sicher nicht böse oder scharf gesagt, sondern geduldig, liebevoll mahnend: Ihr Kleingläubigen, habt ihr denn immer noch so wenig Vertrauen? Ist euch denn euer kleines irdisches Leben und euer Leib immer noch so wichtig, dass der Vater im Himmel dahinter zurückstehen muss? Denkt doch an das herrliche Reich, in das er euch hineinführt, und an das ewige Leben, das euch verheißen ist! Denkt doch an die Gerechtigkeit, die Jesus euch erworben hat und schenkt – ihr braucht nichts von euch aus hinzuzufügen! Denkt doch daran, wie sehr der Vater im Himmel euch liebt, wie mächtig er ist, wie herrlich er alles regiert im Himmel und auf Erden! Solltet ihr da noch sorgen? Ihr Kleingläubigen!

Kleingläubige – ja, das sind wir. Lasst uns aber mit unserem Kleinglauben Zuflucht nehmen zu Jesus, damit er uns den Glauben stärkt. Wir wollen lernen, zuallerst nach seinem Reich zu trachten und nach seiner Gerechtigkeit. Je besser wir das lernen, desto weniger Sorgen werden wir haben. Amen.

Warum der Glaube allmächtig macht

Predigt über Markus 9,23 zum 17. Sonntag nach Trinitatis

Jesus sagte: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Ich kannte eine Frau, die war querschnittgelähmt. Sie saß im Rollstuhl, konnte auch ihre Hände kaum bewegen und war rund um die Uhr auf Pflege angewiesen. Einmal hatte sie eine Pflegerin, die sich für sehr christlich hielt. Diese sagte ihr wiederholt: „Wenn du beten würdest und wenn du dabei richtig fest glauben würdest, dann würdest du geheilt werden. Du sitzt nur deshalb im Rollstuhl, weil dein Glaube nicht groß genug ist.“

Diese Pflegerin konnte ihre Meinung durchaus mit Worten Jesu und mit anderen Bibelversen untermauern, nicht zuletzt mit unserem Predigttext: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Trotzdem spüren wir, dass man so etwas einem behinderten Menschen nicht sagen darf und dass es irgendwie auch nicht stimmt: „Du sitzt nur im Rollstuhl, weil dein Glaube nicht groß genug ist.“ Da macht uns dieses Wort Jesu ratlos; vielleicht macht es uns sogar Angst. Da könnte irgendein frecher Zweifler kommen und uns beispielsweise sagen: Bete doch mal darum, dass ich hunderttausend Euro geschenkt bekomme. Du glaubst doch, und Jesus hat gesagt: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Oder ein hoffnungslos kranker Mensch bittet uns um Fürbitte und erwartet, dass er nun schnell wieder gesund wird; wir beten zwar, aber wir zweifeln daran, ob der Erfolg wirklich so prompt eintrifft. „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt“ – das ist irgendwie ein unbehagliches Wort; es kann uns selbst in Zweifel und Anfechtung führen.

Wie gehen wir damit um? Wir halten uns an Martin Luthers altbewährten Kernsatz zum Bibelverständnis: „Die Schrift legt sich selbst aus.“ Wer einzelne Verse richtig verstehen will, der darf sie nicht aus dem Zusammenhang reißen, sondern der muss sie vom umgebenden Text her verstehen und von der Lehre der ganzen Heiligen Schrift her. Diese Erkenntnis ist übrigens so alt wie die Bibel selbst; ebenso wie die Erkenntnis, dass sogar der Teufel Bibelverse

aus dem Zusammenhang reißen, verdrehen und den Menschen um die Ohren schlagen kann. Wer einen Topflappen sieht, der weiß deswegen noch lange nicht, was in einer Küche gemacht wird. Ebenso versteht derjenige Gottes Wort noch lange nicht, der nur ein paar vereinzelt Bibelverse kennt.

Sehen wir uns also den Zusammenhang an, in dem Jesus das Wort gesagt hat: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Jesus hatte sich mit drei Jüngern vom Rest seiner Nachfolger vorübergehend entfernt. Als er zu ihnen zurückkommt, erlebt er ein riesiges Durcheinander. Vornehme jüdische Theologen schreien seine Jünger an; die schreien zurück – und das alles in einer aufgeregten Menschenmenge, die wie ein Bienenstock summt und schwirrt. Als die Leute merken, dass Jesus erscheint, stürzen sie zu ihm hin und begrüßen ihn hastig. Jesus fragt: „Was ist hier los, und warum streitet ihr euch?“ Da drängt sich ein Mann nach vorn. Aufgeregt stammelt er: „Mein Sohn – ich habe meinen Jungen zu deinen Jüngern gebracht. Er ist behindert, man kann sich nicht mit ihm unterhalten. Er kann nichts verstehen und sagt auch nichts. Und manchmal kriegt er Anfälle, das ist dann ganz schlimm. Er knirscht dann immer mit den Zähnen, kriegt Schaum vor dem Mund und verkrampft sich am ganzen Körper. Ich dachte, deine Jünger können ihm vielleicht helfen, aber das konnten sie nicht.“ Da wird Jesus ärgerlich und sagt zu seinen Jüngern: „Ungläubiges Volk! Wie lange soll ich denn noch bei euch sein, bis ihr endlich begreift? Holt den Jungen her.“ Man schiebt den Sohn des Mannes durch die Menge zu Jesus. In dem Moment bekommt der Junge wieder einen Anfall und wälzt sich am Boden. Jesus fragt den Vater: „Wie lange geht das schon so mit ihm?“ Der Vater antwortet: „Von klein auf. Manchmal war es richtig lebensgefährlich, wenn er ins Wasser oder ins Feuer fiel. Wenn du ihn heilen kannst, Jesus, dann lass uns nicht im Stich, hilf uns!“ Jesus erwidert: „Was heißt ‚wenn du kannst‘? Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Darauf schreit der Vater: „Ich glaube ja – hilf meinem Unglauben.“ Da wendet sich Jesus dem Jungen zu und heilt ihn, macht ihn dauerhaft gesund. Zu Hause fragen die Jünger Jesus: „Warum konnten wir ihn denn nicht gesund machen?“ Da antwortet Jesus: „Solche Heilung geht nur mit Beten.“

„Mit Beten“, das heißt: Wenn man Gott darum bittet. Wer heilt also? Nicht der Glaubende mit seiner Glaubenskraft, sondern Gott. Der Glaubende bittet lediglich Gott darum im Gebet. Das Gebet aber ist der Ausdruck einer Beziehung: Der Betende ist mit Gott verbunden, er gehört zu Gott und pflegt diese Beziehung durch das Gespräch des Glaubens. Das Gebet ist eine

Beziehung des Vertrauens, und solches Vertrauen ist nichts anderes als der Glaube, wenn man ihn recht versteht. Es hieße den Glauben falsch verstehen, wenn man ihn für eine Zauberkraft hielte, wenn man meinte, je stärkeren Glauben einer hat, desto mehr Macht hat er, nach Belieben Wunder zu tun.

Der Verlauf der Geschichte macht das alles ganz deutlich: Die Jünger konnten den kranken Jungen nicht heilen, weil kein Mensch einen so schwer Behinderten gesund machen kann. Das Problem der Jünger bestand darin, dass sie dieses Unvermögen nicht erkannten, den Glauben mit einer Zauberkraft verwechselten und dachten: Mal sehen, ob wir so viel geistliche Potenz besitzen, dass wir dem Mann helfen können. *Unglaube* nennt Jesus solche Selbstüberschätzung; das ist das Gegenteil von dem, was Glaube wirklich ist.

Der Vater konnte seinem Jungen auch nicht helfen; wie gesagt, kein Mensch kann das. Im Unterschied zu den Jüngern wusste der Vater das aber und suchte deshalb Hilfe bei anderen – zuerst bei Jesu Jüngern, dann bei Jesus selbst. Und in dieser Situation sagt Jesus ihm: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Der Mann sieht sich durch dieses Wort überfordert; er möchte gern glauben, er hat da ein Fünkchen Hoffnung, dass Jesus ihm helfen kann, aber er sieht doch zugleich, dass er nicht genug geistliche Potenz hat, um den Jungen selber gesund zu machen. „Hilf meinem Unglauben“, setzt er darum seine Rede fort. Gerade damit aber zeigt er, dass er den richtigen Glauben hat – *den* Glauben, von dem die Bibel auch sonst redet: keine große Zauberkraft, sondern ein demütiger Glaube, ein Erkennen der eigenen Hilflosigkeit, zugleich aber ein Hilferuf zu Jesus. Hier zeigt sich der Glaube als Beziehung, als flehendes Gebet.

Dieser schwache, hin- und hergerissene, hilflose und bei Jesus Hilfe suchende Glaube ist es, der bei Gott hoch im Kurs steht. Im 34. Psalm heißt es: „Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen die ein zerschlagenes Gemüt haben.“ Bekannt ist auch das Wort des Propheten Jesaja: „Da geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslösch“ (Jes. 42,3). So wird der Sohn geheilt. Nicht die Jünger heilen ihn, nicht der Vater, nicht der *Glaube* der Jünger (denn sie haben den rechten Glauben noch gar nicht gefunden) noch der *Glaube* des Vaters (denn er ist ein schwaches Hin- und Hergerissensein zwischen Glaube und Unglaube). Nein, *Jesus* heilt den Behinderten. Jesus heilt ihn, weil Jesus Gottes Sohn ist, weil somit Gottes Schöpfermacht in ihm wohnt. Und wenn wir es von Jesu menschlicher Natur aus sehen (wie er sich selbst oft als

Mensch seinem Vater im Himmel gegenüber gesehen hat), so können wir sagen: Weil er alles Heil und alle Hilfe von seinem Vater erhofft, weil sein Glaube, seine Vertrauensbeziehung zu ihm vollkommen ist, weil er ganz eins ist mit dem Vater, darum wird seine Bitte erhört, und Gott heilt den Jungen. Nicht der Glaube heilt, sondern Gott heilt; aber der Glaube eint mit Gott.

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt“ – wissen wir jetzt, wie es gemeint ist? Wenn jemand sagt: „Du musst nur an das glauben, was du dir vorgenommen hast, dann schaffst du es auch!“, dann hat er vom christlichen Glauben keine Ahnung. Der Christ weiß, dass er selbst nichts schafft, dass er hilflos ist. Aber er weiß durch den Glauben, dass er zu Gott gehört, weil Jesus ihm die Schuld vergeben hat und weil er ihn mit dem Vater im Himmel versöhnt hat. So weiß der Christ, dass er mit Jesus zu Gott gehört, zu der wundervollen Einheit des Gottesreiches, zu dem einen Leib der christlichen Kirche. Und er weiß schließlich, dass der Vater im Himmel allmächtig ist. So – und *nur* so! – vermag auch er alles. Aus diesem Grund wird ein Christ nicht eigenmächtig oder unverzüglich Heilung sehen und Wünsche erfüllt bekommen wollen, sondern er wird den eigenen Willen dem göttlichen Willen unterordnen. „Dein Wille geschehe“, so lautet die Hauptbitte des reifen Glaubens. Amen.

Die Kunst zu ermahnen und sich ermahnen zu lassen

Predigt über Matthäus 18,15-18 zum 22. Sonntag nach Trinitatis

Jesus sagte: Sündigt dein Bruder an dir, dann gehe hin und weise ihn allein zurecht. Hört er dich, dann hast du deinen Bruder gewonnen. Hört er dich nicht, dann nimm noch ein oder zwei hinzu, damit jede Sache auf der Aussage von zwei oder drei Zeugen besteht. Hört er die nicht, dann sage es der Gemeinde. Hört er die Gemeinde nicht, so verhalte dich zu ihm wie zu einem Heiden oder Zöllner. Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Ich möchte euch jetzt eine Geschichte erzählen. Damit niemand auf falsche Gedanken kommt, schicke ich voraus: Diese Geschichte habe ich völlig frei erfunden; ich erzähle sie nur als Beispiel.

Frau Radler und Herr Diesel sind Christen und gehören zu derselben Kirchengemeinde. Eines Sonntags nach dem Gottesdienst geschieht Frau Radler ein Missgeschick: Sie hat ihr Fahrrad dicht neben Herrn Diesels neues Auto gestellt, und als sie losfahren will, kippt das Rad um und macht einen hässlichen Kratzer in die Seitentür. Frau Radler erschrickt. Sie hat Angst, Herrn Diesel von ihrem Missgeschick zu sagen, und fährt schnell, ohne sich umzusehen, nach Hause. Herr Diesel hat das alles von Weitem mitbekommen. Herr Diesel ärgert sich sehr. Was wird er nun tun?

Die erste Möglichkeit: Herr Diesel macht seinem Ärger Luft und erzählt den noch verbliebenen Gottesdienstbesuchern, was für eine unredliche Person diese Frau Radler ist. Beschädigt den Wagen und fährt einfach davon! So eine Gemeinheit! Das wäre aber eine schlechte Möglichkeit. Das wäre üble Nachrede, und die gefällt Gott überhaupt nicht. Man erinnere sich an die Erklärung des 8. Gebotes: Wir sollen nicht „afterreden oder bösen Leumund

machen“, niemanden „verleumden oder seinen Ruf verderben“, also andere nicht vor Dritten schlecht machen – leider ein weit verbreitetes Übel in vielen Kirchengemeinden. Die zweite Möglichkeit: Herr Diesel frisst den Ärger in sich hinein und sagt gar nichts – weder zu anderen noch zu Frau Radler. Er weiß, dass er ihr als Christ verzeihen muss, aber der Ärger rumort doch weiter in seinem Bauch herum. Schon besser, aber immer noch nicht richtig. Die dritte Möglichkeit: Herr Diesel handelt so, wie Jesus es seinen Jüngern aufgetragen hat. Jesus sagte: „Sündigt dein Bruder an dir (also dein Mitchrist oder deine Mitchristin), so geh hin und weise ihn zurecht zwischen dir und ihm allein. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder gewonnen.“

Nehmen wir also mal an, Herr Diesel fährt nach Hause, ruft Frau Radler an und sagt ihr: „Das ist nicht richtig, was Sie da gemacht haben.“ Das erfordert natürlich Mut und auch etwas Fingerspitzengefühl. Fingerspitzengefühl insofern, dass man ja seinem schuldigen Mitchristen trotz allem höflich und mit Liebe begegnen soll und will. Trotzdem – oder eigentlich gerade deshalb – sollte man nicht um den heißen Brei herumreden, sondern die Sünde ganz klar beim Namen nennen. Offenheit sollte die Grundhaltung unter uns Christen sein. Wer offen, liebevoll und höflich seinen Mitchristen ermahnen kann – und zwar ohne dass er vor anderen bloßgestellt wird –, der beherrscht die Kunst des Ermahnens. Nehmen wir also an, das wäre bei Herrn Diesel der Fall.

Nun kommt es darauf an, ob Frau Radler die Kunst des Sich-ermahnen-Lassens beherrscht. Ja, auch das ist eine Kunst: sich ermahnen zu lassen. Eine Kunst, in der nur wenige Meister sind. Ich gebe zu, dass auch ich mich damit schwer tue und noch weit von der Meisterschaft entfernt bin. Oft fühlen sich Menschen, die von anderen wegen bestimmter Verfehlungen oder Versäumnisse zur Rede gestellt werden, beleidigt oder persönlich angegriffen. Sie gehen in den Gegenangriff über oder sind einfach eingeschnappt. Es ist aber gut und notwendig, dass wir diese Kunst lernen: Ermahnungen ruhig anhören und, wenn auch nur ein bisschen etwas Richtiges dran ist, das Verhalten entsprechend ändern. Wenn wir auf der Straße stürzen und uns jemand wieder auf die Beine hilft, würden wir ihm ja auch dankbar sein. Darum können wir auch jedem danken, der uns moralisch wieder auf die Beine hilft. In den Sprüchen Salomos heißt es: „Wer Zurechtweisung annimmt, der ist klug“ (Sprüche 15,5).

Wenn sich Frau Radler danach richtet, dann ist jetzt schnell alles gut: Sie wird um Entschuldigung bitten und versprechen, die Reparatur zu bezahlen. Herr Diesel und Frau Radler werden dann einander nichts mehr nachtragen, sondern weiterhin zusammen in der Gemeinde Gott loben und zusammen zum Tisch des Herrn treten. Was aber wäre, wenn Frau Radler nicht die Kunst des Sich-ermahnen-Lassens beherrscht? Wenn sie Herrn Diesel am Telefon schnippisch antwortet: „Das kann doch jedem passieren. Machen Sie doch wegen so einem kleinen Kratzer nicht solches Theater! Im übrigen haben Sie Ihren Wagen auch sehr ungünstig abgestellt!“ Was wäre dann? Nun, dann hätte Herr Diesel wieder mehrere Möglichkeiten. Erstens: Er könnte die Sache jetzt auf sich beruhen lassen, aber der Ärger, der weiter an ihm nagt, wäre dann um so größer. Zweitens: Er könnte Frau Radler wegen Sachbeschädigung anzeigen. Aber er entscheidet sich wieder für die dritte Möglichkeit; er achtet auf das, was Jesus seine Jünger lehrte: „Hört dein Mitchrist nicht auf dich, so nimm noch einen oder zwei zu dir, damit jede Sache durch den Mund von zwei oder drei Zeugen bestätigt werde. Hört er auf die nicht, so sage es der Gemeinde.“ Herr Diesel bittet also Mitchristen um Vermittlung, um Hilfe beim Ermahnen. Vielleicht wendet er sich vertrauensvoll an seinen Pastor, und der spricht mit Frau Radler ein ernstes Wort. Und wenn sie dann immer noch nicht ihre Schuld einsieht, dann wird die Sache im Kirchenvorstand besprochen. Jawohl, Jesus möchte das so. Er möchte nämlich nicht, dass ein Christ einen anderen gleich anzeigt oder verklagt, sondern er will, dass solche Konflikte innerhalb der Gemeinde geklärt werden, geistlich also, mit Gottes Wort und Gebet. Es wäre auch ein schlechtes Glaubenszeugnis, wenn diejenigen, die unter dem einen Herrn Jesus Christus in Gottes Reich leben, sich vor weltlichen Gerichten verklagen und zanken.

Was ich mit dieser Beispielgeschichte am Konflikt zweier Christen deutlich gemacht habe und was der Herr Jesus dazu gesagt hat, das hat aber noch eine tiefere Bedeutung. Denn wenn ein Christ eine Schuld auf sich lädt, wenn er also sündigt, dann betrifft das ja nicht immer und nicht nur die Beziehung zum Mitchristen. Jede Sünde ist zugleich auch Sünde gegen den Allmächtigen. Frau Radler hat mit ihrem unredlichen Verhalten auch Gott beleidigt und enttäuscht. Auch diese Schuld vor Gott soll bereinigt werden in der Weise, wie Jesus es in seinem Wort gesagt hat.

Es ist meine Aufgabe als Pastor, Gemeindeglieder zu ermahnen, wenn ich merke, dass sie nicht nach Gottes Willen leben. Ganz gleich, wie gut oder schlecht ich diese Kunst beherrsche, ich muss es tun, es gehört zu meinem

Beruf, ebenso wie predigen und beten, taufen und trösten, unterrichten und Abendmahl austeilen. Wenn sich zum Beispiel ein Gemeindeglied vom Gottesdienst und vom Heiligen Abendmahl absondert, dann muss ich ihm höflich und liebevoll, aber auch ganz offen sagen: „Das ist nicht richtig, das gefällt Gott nicht, da bist du auf einem falschen Weg. Bedenke: Jesus hat sich für dich aufgeopfert, Jesus hat sein Blut für dich vergossen, und du missachtetest hartnäckig seine Einladung.“ Ich wäre ein schlechter Hirte, wenn ich den verirrtten Schafen nicht nachginge; wenn es mir egal wäre, ob sie in eine Felsspalte rutschen oder in der Wüste jämmerlich verdursten.

Wenn das Gemeindeglied dann in sich geht und die Sünde bereut, dann kann ich ihm im Namen Gottes die Vergebung zusprechen – in Kraft der Vollmacht, die Christus seiner Kirche gegeben hat. So steht es im Zusammenhang unseres Predigttextes, das Wort Jesu nämlich: „Was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein.“ Dann hat der Heilige Geist einen Sünder zur Buße gebracht und neu für den Himmel gewonnen; etwas Schöneres kann es gar nicht geben auf der Welt. Falls das Gemeindeglied sich nicht von mir mahnen lässt, dann benötige ich auch in diesem Fall die Hilfe von Mitchristen. Es ist gut, wenn dann noch ein Kirchenvorsteher oder ein anderes Gemeindeglied den Betreffenden liebevoll ermahnt. Lässt er sich dann zur Buße leiten – gut; auch dann ist dies Anlass für ein Freudenfest im Himmel und auf Erden. In sehr schwierigen Fällen muss auch schon mal der ganze Kirchenvorstand zu Rate gezogen und daraufhin derjenige sehr ernsthaft ermahnt werden. Schlagen allerdings alle Ermahnungen fehl, dann kann das Gemeindeglied nicht mehr als Mitchrist angesehen werden. Ein Mensch, der sich hartnäckig und trotz wiederholter Mahnungen verschiedener Personen der Wortverkündigung entzieht und die Einladung zum Altarsakrament ausschlägt, der bringt damit zum Ausdruck, dass er mit Jesus nichts mehr zu tun haben will. So schwer mir das fällt, muss ich als Pastor dann den sogenannten Bindeschlüssel anwenden und ihm deutlich machen, dass seine Sünde trennend zwischen ihm und Gott steht und ihn damit von Gottes Reich ausschließt. Jesus gab seiner Kirche auch dazu die Vollmacht: „Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein.“ Unsere Gemeindeordnung sieht dabei die Möglichkeit des Ausschlusses aus der Gemeinde vor, denn es wäre ja Heuchelei und unwahrhaftig, so zu tun, als gehöre jemand, der offensichtlich nichts mit der Kirche zu tun haben will, dennoch dazu. Jesus sagte: „Hört er auch auf die Gemeinde nicht, so sei er für dich wie ein Heide und Zöllner.“

Wie ein Heide und Zöllner – das heißt nun allerdings nicht, dass wir diesen Menschen verurteilen und bestrafen wollen mit dieser zugegeben schmerzlichen Konsequenz. Verurteilen und strafen steht uns nicht zu. Wir selbst, die wir uns zum Gottesdienst halten, sind ja in Gottes Augen nicht weniger Sünder als sie, wir haben ja nicht weniger Strafe verdient; der einzige Unterschied besteht darin, dass wir in unserer Not Zuflucht zu Jesus Christus nehmen und uns von ihm helfen lassen. Darum ist auch dieser letzte schwere Schritt, wenn einem Menschen die Sünden behalten werden und wenn er gar aus der Gemeinde ausgeschlossen wird, als Schritt der Liebe gemeint: Er soll dadurch noch einmal mit allem Nachdruck zur Umkehr gerufen werden. Er soll merken, dass er ohne Christus und ohne Buße auf dem Weg ins Verderben ist, und er soll darüber erschrecken und sich besinnen. Wie ein Heide und Zöllner – ja. Aber wie ist denn unser Herr Jesus selbst mit Heiden und Zöllnern umgegangen? Indem er liebevoll auf sie zugeht und trotz allem versuchte, sie für Gottes Reich zu gewinnen. Amen.

Der Augenblick, auf den es ankommt

Predigt über Johannes 5,28-29
zum vorletzten Sonntag im Kirchenjahr

Jesus sagte: Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohns hören werden, und werden herauskommen – die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Meine Umzüge habe ich bisher immer mit Kleintransportern selbst erledigt. Einmal ist mir dabei eine dumme Sache passiert. Es war am späten Nachmittag, und die Hauptarbeit war vorbei. Die Kartons und Möbelstücke waren alle ausgeladen, nur der Wagen musste noch zum Vermieter zurück. Unterwegs wollte ich schnell etwas in einem Geschäft besorgen. War es nun der Umzugsstress, war es die Eile, waren es die ungewohnten Abmessungen des Wagens – jedenfalls streifte ich beim Einparken ein anderes Fahrzeug. Viel Ärger und Scherereien folgten, und das alles nur, weil ich einen Augenblick lang unaufmerksam gewesen war. Hinterher dachte ich immer wieder: Hättest du doch bloß besser aufgepasst!

Sicher kennt ihr das auch, dass man im Nachhinein sagt: Hättest du doch bloß besser aufgepasst! Oder: Hättest du dich bloß besser vorbereitet! – auf eine Prüfung zum Beispiel, oder auf ein Einstellungsgespräch. Ja, es gibt Stunden und Augenblicke, auf die es ankommt. Und wenn man sich darauf nicht richtig einstellt, ist hinterher die Reue groß: Hättest du doch... Aber alles Jammern hilft nichts, es ist dann zu spät.

Gottes große Stunde liegt noch vor uns – der Augenblick, wo es vor seinem Thron drauf ankommt. Es ist sein Gerichtstag, an dem sich jeder Mensch vor ihm verantworten muss. Alle Toten werden dann wieder zum Leben erwachen, und es wird offenbar werden, wo sie die Ewigkeit verbringen. Jesus prophezeite: „Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden, und werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur

Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts.“

Gottes große Stunde liegt noch vor uns. Gott gibt uns noch Gelegenheit, dass wir uns darauf vorbereiten – es ist noch nicht zu spät. Wir können jetzt noch verhindern, dass wir dann einmal in Ewigkeit jammern müssen: Hättest du doch... Heute, am vorletzten Sonntag des Kirchenjahres, rückt der Gerichtstag besonders in unser Blickfeld – Grund genug, dass wir uns ausführlich damit befassen.

Wir wollen das einmal in den größeren Zusammenhang der Frage stellen: Was geschieht nach dem Tod? Was *vorher* geschieht, das kennen wir zumindest teilweise aus unserer Erfahrung, aber was *danach* geschieht, davon können wir nur reden wir Blinde von der Farbe. Gottes Wort sagt uns jedoch, was dann geschieht, und darauf wollen wir achten.

Was also geschieht nach dem Tod? In der Volksfrömmigkeit gibt es oft die Vorstellung, dass dann die Seele des Verstorbenen sogleich in den Himmel flattert. So einfach ist das aber nicht; Gottes Wort sagt es etwas anders. Wir erfahren, dass sich im Tod Leib und Seele trennen. Der Leib wird wieder zu Erde und Asche; die Seele ruht, sie schläft, sie nimmt nichts wahr – bis zu dem Tag, auf den es ankommt. „Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden, und werden hervorgehen...“ Ja, dann werden die Toten erwachen! Da wird es lebendig werden auf den Friedhöfen, auf den Schlachtfeldern und wo sonst sterbliche Überreste von Menschen sind! Da werden die halb und ganz verwesenen Leichen und alle Überreste wieder zu Menschen werden, belebt durch ihre alten Seelen, die dann ausgeschlafen haben. Auch wenn wir heute keine Spur mehr finden von vielen Toten, die verbrannt sind oder verweset oder von wilden Tieren aufgefressen: Gott unser Schöpfer wird die Moleküle und Atome schon wieder zusammenkriegen! Ja, das wird zu Gottes festgesetzter Stunde geschehen. Wenn wir sterben, wird es uns freilich so vorkommen, als ob sich dieser Tag sogleich an unseren Todestag anschließt, weil wir den Seelenschlaf nicht merken.

Wenn nun alle Toten auferstanden sind, die Frommen und die Unfrommen, dann wird Gott offenbar machen, wer in den Himmel kommt und wer in die Hölle. Es handelt sich also eigentlich um eine zweifache Auferstehung, wie Jesus es vorausgesagt hat: „Sie werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung

des Gerichts.“ Auf der einen Seite die Auferstehung zum ewigen Leben, wo die Heiligen mit neuem, vollkommenem Leib in ewiger Freude leben dürfen mit ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus. Auf der anderen Seite die Auferstehung des Gerichts, genauer: die Auferstehung zur Verurteilung und Urteilsvollstreckung. Die Verdammnis wird nirgends in der Bibel „Leben“ genannt, denn sie ist ein Dahinexistieren in ewiger Qual, ein ewig quälendes „Hättest du doch...“

Liebe Gemeinde, nun müssen wir wohl oder übel zur Kenntnis nehmen, dass in diesem Jüngsten Gericht nach unseren Werken gerichtet werden wird: Die Gutes getan haben, gelangen zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Das ist an vielen Stellen der Heiligen Schrift so bezeugt, da gibt es keinen Zweifel. Denken wir an unser heutiges Evangelium: Das Urteil richtet sich nach dem, was die Menschen an einem ihrer geringsten Brüder getan haben – beziehungsweise was sie an ihnen *nicht* getan haben. In Römer 2 heißt es, dass Gott einem jeden geben wird nach seinen Werken: den einen Ungnade, Zorn, Trübsal und Angst, den anderen ewiges Leben, Herrlichkeit, Ehre und Frieden (Römer 2,6-10). In 2. Korinther 5 schreibt der Apostel Paulus: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfangen für das, was er getan hat bei Lebzeiten, es sei gut oder böse“ (2.-Kor. 5,10). Und der Apostel Johannes bekam in der Offenbarung gezeigt, was im Weltgericht geschehen wird: „Die Toten wurden gerichtet nach dem, was in den Büchern geschrieben steht, nach ihren Werken“ (Offb. 20,12).

Das Gericht nach den Werken ist also klar bezeugt. Wir können nicht umhin zu erkennen: Sünde ist etwas ganz Schlimmes, Sünde verdammt im Jüngsten Gericht. Mit der Sünde verscherzen wir uns das ewige Leben. Ich halte es für eines der größten Probleme in der Christenheit unserer Tage, dass die Sünde verharmlost wird, so nach dem Motto: Wir sind ja nun mal eben Sünder und können nichts dafür. Nein, Sünde ist echte Schuld, für die jeder von uns persönlich verantwortlich ist. Und eben diese Schuld zieht am Ende die Strafe nach sich, die ewige Verdammnis.

Erst wenn und das klar ist, können wir den Apostel Paulus verstehen, der ausrief: „Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todverfallenen Leibe?“ (Römer 7,24) Oder Luther mit seiner bangen Frage: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Wenn uns das klar ist, dann werden wir unsere Sünde hassen und um jeden Preis abzulegen suchen. Wenn wir an diesem Punkt

stehen (aber wirklich erst dann!), hat uns das Evangelium etwas zu sagen. Dann nämlich können wir ermessen, was Vergebung der Sünden bedeutet. Dann erst erfahren wir, was Glaube ist. Dann erst lernen wir unsern Heiland Jesus Christus richtig lieben und schätzen. Denn wieder einmal zeigt sich bei diesem Wort der Heiligen Schrift wie bei vielen anderen: Wir müssen auf den sehen, der es sagt.

Jesus sprach davon, dass die einen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des ewigen Lebens hervorgehen, die anderen, die Böses getan haben, zur Auferstehung der Verurteilung. Von diesem Beschluss nimmt Gott nichts zurück; er sagt nicht: April, April, ich werde doch nicht die Bosheit strafen. Gott verändert auch nicht den Maßstab seines göttlichen Gesetzes; er sagt nicht: Wenn sich jemand Mühe gegeben hat, dann will ich das so ansehen, als ob er das Gute auch wirklich ganz getan hätte. Nein, Gott steht zu seinem Wort. Die Verurteilung muss sein; Gott ist gerecht. Aber die Verurteilung lässt er nun einen anderen tragen: seinen eigenen Sohn. Der, der hier von der Verurteilung spricht, hat sie selbst auf sich genommen am Kreuz. Er hat die ewige Gottverlassenheit für alle Menschen auf sich genommen, eben dieses schmerzhaftes „Hätte ich doch...“ – „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ – das hat der für uns erduldet, der hier vom Gericht nach den Werken spricht. Strafe muss sein, das gilt nach wie vor, doch die Strafe trägt ein anderer für uns.

Stellt euch einmal vor, ihr hättet einen Menschen umgebracht, und das Urteil lautet: lebenslänglich! Aber da kommt einer und sagt: Ich gehe in den Knast für diesen da! – und der Richter lässt sich auf den Handel ein. Wärt ihr dann nicht die glücklichsten Menschen der Welt? Nun, ihr *seid* die glücklichsten Menschen der Welt, weil Jesus eure Verurteilung getragen hat!

Wie also können wir bestehen in der Stunde des Gerichts, in dem Augenblick, auf den alles ankommt? Nur mit Jesus, nur durch die Vergebung der Sünden, so lautet die Antwort des Evangeliums. Denn wenn wir durch Jesus unsere Sünden vergeben bekommen, dann ist in Gottes Büchern alles Böse ausgeradiert, das wir getan haben. Und dann werden wir nicht verurteilt um des Bösen willen, das wir getan haben, weil das Urteil schon vollstreckt ist. Wir werden dann vielmehr belohnt um des Guten willen, das Jesus Christus *für* uns getan hat und das er *durch* uns tut. Dann wartet das ewige Leben auf uns.

Liebe Gemeinde, das müssen wir uns gut merken: Nur mit Jesus können wir bestehen an dem Tag, auf den es ankommt. Nur wenn wir an ihn glauben,

besteht die Aussicht, dass wir gerettet werden. Nicht unsere Kirchenzugehörigkeit rettet uns, nicht die Tatsache, dass wir konfirmiert und christlich getraut sind, nicht der gelegentliche Gottesdienstbesuch und der Kirchenbeitrag, nicht die guten Werke, um die wir uns bemühen, auch nicht ein christliches Begräbnis, sondern nur das Vertrauen, dass Jesus uns in der Taufe angenommen hat und unsere Sünden vergibt.

Darum lasst uns ernst machen mit diesem Glauben. Er ist das Wichtigste im Leben – viel mehr noch: das Wichtigste in Ewigkeit! Erkennen wir doch, wieviel Jesus für uns getan hat! Darum lasst uns leben im Aufblick auf Gottes großen Tag. Er ist der Augenblick, auf den es wirklich ankommt. Amen.

Vom Schätze-Sammeln

Predigt über Matthäus 6,19-21 zum Erntedankfest

Jesus sagte: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe nach ihnen graben und sie stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht nach ihnen graben und sie stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Gott lässt schöne Dinge wachsen. Sie erfreuen Augen, Zunge und Herz. Am Erntedankfest haben wir solche schönen Dinge in der Kirche vor Augen und danken Gott fröhlich dafür: Obst, Gemüse, Getreide und vieles andere mehr. Auch Pilze gehören zu unserer Ernte. Unter den Pilzen gibt es eine ganz besondere Sorte, den weißen Trüffel, der ist das teuerste Lebensmittel der Welt. Vor einigen Jahr wurde ein Riesen-Exemplar davon für über 40.000 Dollar versteigert. Ein alter Restaurantbesitzer aus Amerika hatte sich diesen essbaren Schatz erworben. Er wurde ein paar Tage lang in dem Restaurant ausgestellt, und da geschah es, dass der teure Pilz verschimmelte! Niemand konnte ihn mehr essen. Nun ja, so rechtes Mitleid mit dem alten Mann kann da bei uns nicht aufkommen. Wir sind geneigt, frei nach Jesus zu sagen: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, wo sie vom Schimmel gefressen werden.“ Auch nicht von Motten. Auch nicht vom Rost. Auch nicht von Holzwürmern – eine andere Übersetzungsmöglichkeit für das Wort, das Martin Luther mit „Rost“ wiedergegeben hat. Schätze der Welt sind niemals sicher, sie sind der Vergänglichkeit unterworfen. Diebe können einbrechen und sie stehlen. Und für die moderne Zeit können wir hinzufügen: Geldentwertung, Steuerlasten und unvorhergesehene finanzielle Belastungen können Ersparnes schnell dahinschwenden lassen. Darum der gute Rat unseres Herrn: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, wo sie die Motten und der Rost fressen.“

Aber was genau meint denn Jesus damit? Meint er, dass wir radikal auf irdischen Besitz verzichten sollen? Dass wir all unsere Konten auflösen

sollen, unsere Habe verkaufen und den Erlös an Arme verschenken? Sollen wir Mönche werden, die nichts besitzen als ihre Kutte am Leib, oder Landstreicher, die ihren gesamten Hausrat in einer Plastiktüte verstauen können? Das kann's doch nicht sein, Jesus, das wäre ja weltfremd, das wäre unrealistisch. Und was würde aus der Menschheit werden, wenn alle so leben wollten ...

Nein, so hat es Jesus in der Tat nicht gemeint. Aber wie hat er es denn gemeint? Lasst uns das auf dem Hintergrund anderer Aussagen in Gottes Wort bedenken.

Jesus hat nicht gemeint, dass wir auf Vorratswirtschaft verzichten sollen. Der Josef des Alten Testaments hat in Ägypten den Ernteüberschuss aus sieben fetten Jahren in neue, extra große Scheunen sammeln lassen, damit in den sieben mageren Jahren genug Brotgetreide zur Verfügung steht. Das war klug, das war gut, das war fromm. Mit dieser Vorratswirtschaft hat Josef seinen Mitmenschen und letztlich auch seiner eigenen Familie einen großen Dienst erwiesen. Vernünftiges Wirtschaften und Planen ist gut und geboten; wer sein Geld nicht einteilt, handelt verantwortungslos. Auch in unserer Gemeinde haben wir mit Bedacht aus der Baukasse eine Rücklagenkasse gemacht, damit wir bei unvorhergesehenen Ausgaben nicht in Verlegenheit kommen. Vernünftige Planung und Vorsorge sind gut; Jesu Worte können dagegen nicht ins Feld geführt werden.

Jesus hat vielmehr gemeint, dass wir uns nicht einbilden sollen, unsere Zukunft hängt von unserer eigenen Vorratswirtschaft ab. Dass war ja der Denkfehler des reichen Bauern, von dem wir alle Jahre wieder im Erntedankfest-Evangelium hören. Rein äußerlich betrachtet hat er nichts anderes gemacht als Josef: Er hat seine Rekordernte in neuen, extra-großen Scheunen untergebracht. Aber er hatte sich eingebildet, dass sein Leben damit auf Jahre hinaus abgesichert sei. Er hatte vergessen, dass Gott nur das *tägliche* Brot schenkt, um das er *täglich* neu gebeten sein will, für das man ihm auch *täglich* neu danken soll. Er hat so gehandelt wie ein heutiger Mensch, der gründlich für eine gute Rente im Alter vorsorgt und sich dabei einbildet, nun wäre ein sorgenfreies Alter garantiert. Das ist es aber nicht. Was, wenn er krank und pflegebedürftig wird? Dann hat er ja doch wieder großen Kummer, wenn auch vielleicht keinen finanziellen. Was, wenn eine große Wirtschaftskrise das ganze angehäuften Kapital auffrisst? Was, wenn er vorher stirbt? Jesus hat gesagt: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Wem seine materielle

Vorsorge zum Schatz wird, wer also daran sein Glück festmachen will, der ist ein Narr, der ist nicht reich für Gott, der wird mitsamt seinen vergänglichen Schätzen verderben.

Jesus hat auch nicht gemeint, dass wir Geld und anderes Materielle, wenn wir's denn schon gebrauchen, verachten sollen. Bei manchen Leuten gilt es ja als fromm, so zu tun, als ob Geld etwas Schmutziges wäre, etwas moralisch Bedenkliches. Das führt dann schnell zu einer geistigen oder geistlichen Arroganz – so, als ob nur nicht-materielle Werte ihre Berechtigung hätten. Dagegen müssen wir ins Feld führen, dass Gott selbst eine Reihe frommer Menschen mit Reichtum gesegnet hat. Abraham zum Beispiel, oder den König Salomo. Und das 7. Gebot „Du sollst nicht stehlen“ stellt unseren materiellen Besitz unter Gottes Schutz. Die Gelder, die wir im Portmonee oder auf dem Bankkonto haben, sind an sich nicht schmutzig oder verwerflich, sondern es sind gute Gaben Gottes, für die wir dankbar sein können. Geld ist ebensowenig schmutzig oder verwerflich wie das Schnitzel auf dem Teller oder der Kürbis im Erntedankgottesdienst. Das ist ja gerade die Botschaft des Erntedankfestes: Wir sehen auch die materiellen Dinge des täglichen Brotes als gute Gottesgaben an.

Jesus hat vielmehr gemeint, dass wir an den materiellen Gaben, die Gott uns schenkt, nicht geizig festhalten sollen. Geiz ist eben nicht geil, sondern Geiz ist Sünde. Jesus hat einmal einem reichen jungen Mann gesagt: „Verkaufe deinen Besitz, schenke das Geld den Armen, und dann folge mir nach!“ Er hat das nicht gesagt, weil Reichtum an sich etwas Schlechtes ist, sondern weil diesem jungen Mann der Reichtum auf dem Weg ins Reich Gottes im Wege stand. Der Jüngling hatte sein Herz daran gehängt; darum war er nicht frei, Gott über alle Dinge zu lieben. „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Egal wieviel Besitz du hast; egal ob du dich für reich hältst oder für jemanden, der nur gerade eben so mit seinem Geld hinkommt: Sei niemals geizig! Klammere dich nicht fest an dem, was du hast, sondern gib es gern aus, gib es gern hin – besonders dann, wenn du anderen dadurch helfen kannst. Wer sich leichten Herzens von materiellen Dingen trennen kann zu Gunsten anderer, der wird eine erstaunliche Entdeckung machen: Er wird merken, wie sein Herz dabei frei und fröhlich wird und wie Gott ihn segnet. Das Geld, was er weggegeben hat, um anderen zu helfen, das wird ihm nicht fehlen.

Jesus hat auch nicht gemeint, dass die Freude an den Dingen unserer Welt verboten ist. Es gab ja mal dieses Missverständnis im 19. Jahrhundert und

auch vorher bei Christen, die besonders fromm sein wollten. Immer, wenn sie sich an etwas Weltlichem freuten, hatten sie gleich ein schlechtes Gewissen, weil sie ja in dieser Welt eigentlich keine Schätze haben sollten. Das ist eine verkehrte Sicht. Jesus gönnt es uns von Herzen, dass wir uns an den schönen Dingen dieser Welt freuen. Er selbst hat damals bei der Hochzeit in Kana für große Mengen Wein gesorgt, damit die Leute fröhlich weiterfeiern konnten. Und wir dürfen uns heute auch von Herzen an unserem Sonntagsessen zum Erntedankfest freuen. Für das alttestamentlich Erntedankfest hat Gott sogar ausdrücklich geboten, dass die Leute sich beim Festschmaus freuen sollen. Dasselbe gilt auch für andere gute Gaben Gottes. Jesus will, dass wir uns ganzheitlich freuen, an leiblichen wie an geistlichen Gottesgaben.

Jesus hat aber gemeint, dass die Freude an Gott und an seinem Reich alle anderen Freuden überstrahlen soll. „Sammelt euch Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht einbrechen und stehlen“, so hat er gesagt. Gott im Himmel soll unser größter Schatz sein, an ihn allein sollen wir unser Herz hängen. Luther hat das in der Auslegung des ersten Gebots trefflich formuliert: „Wir sollen Gott *über alle Dinge* fürchten, lieben und vertrauen“, so haben wir es aus dem Kleinen Katechismus gelernt. Und im Großen Katechismus hat Luther dann noch erklärt: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.“ Wer also die irdischen Güter über Gott und Gottes Reich stellt, der verfehlt den Willen unseres Herrn, der betet gewissermaßen einen Götzen an. Jesus hat Gottes Reich einmal mit einem wertvollen Schatz verglichen, für den es sich lohnt, den gesamten übrigen Besitz zu verkaufen. Und in der Bergpredigt hat er gelehrt – bald nach den Worten unseres Predigttextes: „Trachtet *zuerst* nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“ Ist das so bei dir? Du kannst die Probe aufs Exempel machen – etwa mit deinem Gemeindebeitrag. Rechne einfach einmal zusammen, was du monatlich für schöne Dinge für dich selbst aus gibst, die nicht wirklich nötig sind, Restaurant- oder Kinobesuche zum Beispiel, Reisen und Ausflüge oder auch deine Hobbies. Dann vergleiche diese Summe mit deinem monatlichen Gemeindebeitrag. Und dann bedenke: Was zeigt dieser Vergleich, was ist dir mehr wert, ist dein Schatz im Himmel oder auf Erden?

„Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“, sagt uns Jesus. Die schönen Dinge des Lebens sind nicht verwerflich und schlecht, aber verglichen mit Gott und seinem Reich sind sie eigentlich kein Schatz, denn sie sind vergänglich und damit längst nicht so wertvoll. Und darum ist es nur folgerichtig, wenn wir unvergängliche Schätze im Himmelreich sammeln, nicht vermeintliche

„Schätze“ auf Erden, die keinen Bestand haben. Die gute Nachricht des Evangeliums von Jesus lautet nun: Diese unvergänglichen Schätze im Himmel brauchst du dir nicht selbst zu erarbeiten, das kannst du auch gar nicht, dafür bist du längst nicht gut genug. Diese unvergänglichen Schätze *schenkt* Gott dir durch seinen Sohn Jesus Christus. Schon mit der heiligen Taufe hat er dir das Himmelserbe in die Wiege gelegt. Durch sein heiliges Wort macht er dich immer wieder von neuem reich, durch sein heiliges Mahl und durch den Zuspruch der Sündenvergebung. Du merkst: Hier in der Kirche kannst du Himmelsschätze sammeln, hier schenkt Gott sie dir und allen Gläubigen. Und so weisen die Erntegaben, die heute die Kirche schmücken, über sich selbst hinaus. Wir danken nicht nur für das tägliche Brot und die materiellen Dinge, mit denen Gott uns erfreut. Neben Kürbissen und Äpfeln haben wir da auch Brot und Wein, diese aber sind im Abendmahl Träger vom Leib und Blut unseres Herrn, diese aber schenken uns Vergebung der Sünden und ewiges Leben im Himmel. Ja, ein Schatzhaus ist unsere Kirche, viel reichlicher bestückt als die größte Scheune oder der größte Banktresor. Und du bist eingeladen, dich hier gratis zu bedienen und reich zu werden für die Ewigkeit. Danke, lieber Vater im Himmel, dass du es so gut mit uns meinst! Amen.

Macht das Haus meines Vaters nicht zur Markthalle!

Predigt über Johannes 2,16b zum Reformationstag

Jesus sagte: Macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Wer wollte nicht gern in kurzer Zeit viel Geld verdienen? Wenn einer den richtigen Riecher hat für ein gutes Geschäft und wenn er die Kunst beherrscht, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, dann kann es ihm gelingen, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen, dafür gibt es heutzutage Anschauungsbeispiele in Hülle und Fülle. Wir alle wissen: Die Werbung arbeitet raffiniert mit Verlockungen, mit Halbwahrheiten, mit Verschleierungstaktiken, mit psychologischen Tricks – und es funktioniert: die Leute geben ihr Geld aus für allerlei Waren und Dienstleistungen, die sie ohne Werbung nicht kaufen würden. Manchmal geben sie sogar mehr aus, als sie sich leisten können.

Es funktionierte schon immer, auch schon zu Luthers Zeiten. Papst Leo X. brauchte Geld für den prunkvollen Ausbau seiner Peterskirche in Rom. Er machte einen raffinierten Vertrag mit dem deutschen Bischof Albrecht, der ebenfalls Geld brauchte. Auch das Bankhaus der Fugger war an dem Deal beteiligt, und zwar mit einem großen Darlehen. Dann floss das Geld – und es kam von den kleinen Leuten, sogar von den Armen, die es eigentlich viel nötiger für sich selbst brauchten. Bischof Albrecht schickte im Namen des Papstes begabte Prediger im Land herum (der berühmteste von ihnen hieß Tetzl) und ließ mit großem Werbeaufwand den Leuten Ablassbriefe aufschwätzen. Man machte den Christen weis, dass ihnen mit Erwerb eines Ablassbriefes Sündenstrafen von Gott erlassen würden. Das sollte sogar noch nachträglich für verstorbene Angehörige funktionieren. Ein einträgliches Geschäft war dieser Handel mit Ablassbriefen – für den Papst, für Bischof Albrecht, für das Bankhaus der Fugger und auch für die Ablassprediger selbst.

Das Geschäftemachen funktionierte auch schon zu Jesu Zeiten. Im Vorhof des Jerusalemer Tempels waren dicht an dicht die Stände der Händler aufgebaut, die Opfertiere zum Verkauf anboten: Tauben, Schafe, sogar Rinder. Andere tauschten Geld jeder Art in die Tempelwährung um, die man brauchte, um etwas in die Kollekte zu tun. Wir können uns ausmalen, dass auch viel Werbung gemacht wurde, dass sich die Händler mit ihren Sonderangeboten gegenseitig übertönten und unterboten. Geschäftstüchtige Leute konnten da schnell reich werden.

Zu allen Zeiten hat es Geschäftemacher gegeben, und zu allen Zeiten hat sich auch Protest gegen sie erhoben. Heutzutage kritisiert man aufdringliche und unwahrhaftige Werbung, und man verachtet diejenigen, die rücksichtslos in kurzer Zeit viel Geld zusammenraffen. Luther hat sich mit seinem 95 Thesen scharf gegen die marktschreierischen Ablasspredigten seiner Zeit ausgesprochen. Jesus selbst hat die Händler und Geldwechsler sogar mit Gewalt aus dem Tempel geworfen. Bedeutet das, dass Werbung und Geschäftemacherei grundsätzlich anrüchig sind, um nicht zu sagen unmoralisch, unchristlich?

Seien wir vorsichtig, liebe Gemeinde. Wir dürfen nicht alles über einen Kamm scheren, sondern wir müssen hier differenzieren. Geld an sich ist nicht schmutzig, und wirtschaftliche Unternehmungen an sich sind nicht verwerflich. Im Gegenteil: Wir alle, die wir hier sitzen, haben viele Vorteile und großen Segen davon, dass wir in einer intakten Marktwirtschaft leben. Freilich gibt es auch den Missbrauch, und der ist zu verwerfen – Luther hat das in seinem kleinen Katechismus getan in der Erklärung zum siebenten Gebot, wo es heißt, dass man nichts mit falscher Ware oder falschem Handel an sich bringen sollte. Aber wo ehrlich und verantwortungsvoll Handel getrieben wird, ist nichts dagegen einzuwenden, es dient im Gegenteil zum Nutzen aller.

Als Luther freilich den Ablasshandel kritisierte, da ging es ihm gar nicht um diese Fragen der Wirtschaftsethik, und auch Jesus ging es nicht darum, als er die Händler aus dem Tempel hinauswarf. Es ging um etwas ganz anderes. Was hatte Jesus doch bei dieser Gelgenheit gerufen? „Macht nicht das Haus meines Vaters zur Markthalle!“ Er hat also gar keine aufdringliche Werbung beanstandet und hat auch nicht behauptet, dass die Händler die Käufer übers Ohr hauen. Er hat einfach darauf hingewiesen, dass der Handel in Gottes Haus fehl am Platze ist. Und warum? Nicht, weil wirtschaftliches Handeln unfromm wäre, sondern weil der Handel etwas ist, was im zwischenmenschlichen Bereich seinen Platz hat, aber nicht in der Beziehung zwischen Mensch

und Gott. Auch im zwischenmenschlichen Bereich hat der Handel ja Grenzen: Bestimmte Dinge lassen sich nicht mit Geld bewerten oder sollten nicht mit Geld bewertet werden – barmherzige mitmenschliche Zuwendung zum Beispiel, oder Liebe. Ganz fehl am Platz ist das wirtschaftliche Handeln aber im Verhältnis zu Gott. Genau das aber war der Zweck des Handels im Vorhof des Tempels. Da konnten die Tempelbesucher nämlich ihre Fremdwährungen in eine Währung tauschen, die, wie sie meinten, bei Gott gültiges Zahlungsmittel wäre: Brandopfertiere und Opfermünzen nämlich. Und mit diesen Zahlungsmitteln wollten sie sich Gottes Segen kaufen, oder auch noch nachträglich für bereits empfangenen Segen ihre Rechnung bei Gott begleichen, damit er ihnen nicht böse wäre. Seht, so machten die Tempelhändler das Gotteshaus zur Markthalle – auch wenn ihr äußeres Geschäftsgebaren an sich ganz redlich war. Aber mit Gott können und sollen wir nicht handeln, und darum hat Jesus so heftig reagiert und gesagt: „Macht nicht das Haus meines Vaters zur Markthalle!“, zu einem Haus nämlich, wo Menschen meinen, mit dem lieben Gott einen guten Deal abschließen zu können.

Gut, in alttestamentlicher Zeit hatte der Opferdienst im Tempel eine gewisse Berechtigung gehabt, er war ja im Gesetz des Mose sogar ausdrücklich geboten gewesen – aber nicht als Kuhhandel mit Gottes Segen, sondern als prophetisches Vorzeichen des einen Opfers, das Gott selbst gestiftet hat, um die ganze Menschheit ein für allemal zu erlösen: das Opfer seines eigenen Sohns Jesus Christus nämlich. Dessen Kreuzestod hat die Tieropfer im Tempel überflüssig und daher sinnlos gemacht. Jetzt zählt bei Gott nur noch eine einzige Währung, nämlich das Blut Jesu Christi. Diese Währung kann kein Mensch käuflich erwerben oder einhandeln, die kann man sich nur von Gott schenken lassen, und das tut jeder, der an Jesus glaubt. Wer zu Jesus gehört, der weiß: Mit Gott kann man nicht handeln, aber mit Gott *braucht* man auch nicht zu handeln, er schenkt alles Gute durch seinen Sohn.

Martin Luthers Protest gegen den Ablasshandel geht genau in dieselbe Richtung. Denn im Mittelalter hatten viele Menschen unter der Oberfläche des Christentums wieder angefangen, mit Gott zu handeln, und das wurde von der Kirche auch noch gefördert. Die Währung, mit der man Gottes Segen glaubte erwerben zu können, bestand nicht mehr aus Kühen, Schafen, Tauben und Tempelmünzen, sondern aus Reliquien, Fasten, Betritualen, Pilgerfahrten und eben Ablassbriefen. Als Luther am 31. Oktober 1517 seinen berechtigten Protest dagegen zum Ausdruck brachte mit den 95 Thesen, da tat er nichts anderes, als den Menschen seiner Zeit zuzurufen: Macht Gottes Haus nicht

zur Markthalle! Glaubt doch nicht, dass ihr Vergebung der Sünden mit Geld kaufen könnt! Bei Gott zählt nur eine Währung, und das ist das Blut seines Sohnes Jesus Christus. Das kann man sich nicht erwerben, das kann man sich nur schenken lassen, indem man es im Glauben annimmt. Freilich: Wer die 95 Thesen genau durchliest, wird feststellen, dass Luther sich selbst noch nicht ganz im Klaren war über diese reformatorische Erkenntnis. Er wagte es noch nicht, den kirchlichen Ablass grundsätzlich in Frage zu stellen, sondern kritisierte lediglich den marktschreierischen Handel mit Ablassbriefen. Auch war er noch davon überzeugt, dass der Papst selbst den rechten christlichen Glauben vertrat und dass der Missbrauch mit den Ablassbriefen hinter seinem Rücken getrieben wurde. Aber die 95 Thesen sind ja auch erst der Anfang der Reformation gewesen, und zu recht werden sie nicht zu den lutherischen Bekenntnisschriften gerechnet, denn manches darin ist noch vom mittelalterlichen Irrglauben geprägt. Aber der Anfang war gemacht, und am Ende strahlte das helle Licht des Evangeliums wieder ungehindert von Gottes Wort in die Welt.

Was bedeutet das alles für uns heute? Es geht nicht darum, Werbung und Wirtschaft zu verteufeln. Es geht auch nicht darum, Kollektendosen und Büchertische aus der Kirche zu verbannen. Es geht heute nach wie vor darum, dass wir uns nicht einbilden sollen, wir könnten mit Gott Geschäfte machen. „Macht nicht das Haus meines Vaters zur Markthalle“, diese Warnung Jesu gilt auch heute in diesem Sinne. Hütet euch davor, Gottes Segen irgendwie kaufen zu wollen! Denkt zum Beispiel nicht: Wenn ich in einer ehrwürdigen Kirche eine Kerze anzünde, oder wenn ich ein besonders langes Gebet spreche, oder wenn ich einen üppigen Betrag für eine Hilfsorganisation spende, dann muss Gott das doch anerkennen und mich segnen. Gott *muss* gar nichts tun für uns Sünder – und trotzdem hat er etwas getan. Er hat selbst mit der einzigen Währung bezahlt, die er akzeptiert, uns zugute: mit dem Blut seines Sohnes. Lasst uns daran einfach im Glauben festhalten. Dieser Glaube soll dann die Grundlage für ein gottgefälliges Leben sein – ohne den Hintergedanken, man könne sich damit irgendetwas bei Gott verdienen. Ein gottgefälliges Leben – das ist ein Leben mit ehrlichem Geldverdienen und verantwortlichem Geldausgeben. Ein Leben aber auch, bei dem das wirtschaftliche Handeln auf den Bereich beschränkt bleibt, wo es sinnvoll ist. Ein Leben, bei dem vor allem auch das einen hohen Stellenwert hat, was unbezahlbar ist: die menschliche Zuwendung, die Nächstenliebe, die Freude,

die Hoffnung, die Gemeinschaft in guten und in schweren Zeiten. Ja, so lasst uns leben – geheiligt durch das Blut unseres Herrn Jesus Christus. Amen.

Heilige haben es gut

Predigt über Matthäus 5,1-12 zum Gedenktag der Heiligen

Als Jesus das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Da tat er seinen Mund auf, lehrte sie und sagte: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrs. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden die Erde besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind sie Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott sehen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihrs. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, sofern sie damit lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel gut belohnt werden! Denn so haben sie die Propheten verfolgt, die vor euch gewesen sind.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

An jedem 1. November feierte der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise ein großes Fest in seiner Residenzstadt Wittenberg. Im Mittelpunkt dieses Festes standen alte Knochen – Menschenknochen! Diese Knochen wurden in kostbaren Behältern ausgestellt. Angeblich waren es die sterblichen Überreste längst verstorbener berühmter Christen. „Reliquien“ nannte man diese Knochen. Friedrich der Weise besaß eine große Sammlung davon. Jedes Jahr am 1. November, am Allerheiligentag, strömten viele Menschen nach Wittenberg, um diese Reliquien zu bewundern. Und nicht nur das: Man betete auch in ihrer Nähe. Viele glaubten, dass wunderheilende Kräfte von ihnen ausgehen. Man kniete nieder und bat einen längst verstorbenen Heiligen, von dem sichtbar nur noch ein paar Knochen übrig waren, um Fürsprache bei Gott im Himmel. Im Jahre 1517 nutzte Martin Luther die Gelegenheit des Allerheiligentages, um den Gelehrten unter den vielen frommen Touristen seine 95 Thesen über den Ablasshandel bekannt zu machen. Er schlug sie am Vor-

abend des Festes, am 31. Oktober, an die Tür der Wittenberger Schlosskirche. Darum feiert die evangelische Christenheit einen Tag vor dem römisch-katholischen Allerheiligenfest ihr Reformationsfest. Dass man in der dazwischen liegenden Nacht das unfrome Halloween begeht, kommt daher, dass man sich vor allem im englischsprachigen Raum allerlei Spukgeschichten zu erzählen pflegte von Heiligen, die vor ihrem großen Festtag am 1. November als Totengeister auf den Friedhöfen sichtbar wurden; „Halloween“ heißt eigentlich „All-Hallows-Even“, zu deutsch: „Allerheiligen-Abend“.

Nun, dieser Halloween-Aberglaube ist ebensolcher Unsinn wie das Anbeten von Reliquien. Auch sollen wir uns von verstorbenen Heiligen keine Hilfe erwarten und auch nicht zu ihnen beten; die Bibel macht uns da keine Hoffnung auf Erhörung. Martin Luther und die Reformatoren haben die römisch-katholische Heiligen-Anbetung daher auch zu Recht abgelehnt. Aber man sollte das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Dass man an Christen früherer Generationen denkt und sie sich zum Vorbild nimmt, das ist durchaus gut und richtig. Und darum ist es nicht verkehrt, den Gedenktag der Heiligen am 1. November auch in der evangelischen Kirche zu begehen. Im Augsburger Bekenntnis, der Haupt-Bekenntnisschrift der Lutherischen Kirche, heißt es im 21. Artikel: „Über die Verehrung der Heiligen wird von den Unseren gelehrt, dass man der Heiligen gedenken soll, damit unser Glaube dadurch gestärkt wird.“

Von Heiligen handelt auch der Anfang der Bergpredigt. Er besteht aus den berühmten Seligpreisungen, die wir eben als Predigttext gehört haben. Und da lernen wir zunächst: Heilige haben es gut! Sie werden „selig“ genannt. Sie sind glücklich, sie können sich freuen, sie haben gewissermaßen das große Los gezogen. Heilige sind Selige – heilig und selig gehören untrennbar zusammen. Und wir erkennen zugleich: Heilige sind Jünger Jesu, denn Jesus spricht diese Seligpreisungen seinen Jüngern zu, als er auf dem Berg predigt.

Heilige müssen nicht unbedingt tot sein; Jesus wendet sich mit seinen Seligpreisungen ja an Lebende. Sich freuen und selig sein kann man als Jünger Jesu bereits in diesem Leben. Und wir merken ebenfalls: Heilige müssen keine Superfrommen sein. Jesus beschreibt sie als ganz normale Christen: Heilige sind demütig und geistlich arm; sie wissen, dass sie bei Gott nicht den starken Mann markieren müssen. Heilige haben ein reines Herz, sind ohne Hinterhalt und schmutzige Gedanken. Heilige sehnen sich nach Gottes Gerechtigkeit, und sie sehnen sich auch nach Gerechtigkeit und Frieden unter den Menschen.

Darum versuchen sie, Frieden zu stiften und anderen Menschen Gutes zu tun. Obgleich Heilige es gut haben, so bleibt ihnen doch das Kreuz der Nachfolge nicht erspart: Sie erfahren Leid und Trauer wie andere Menschen, und sie werden darüber hinaus noch oft genug wegen ihres Glaubens verspottet oder sogar verfolgt. Ja, so beschreibt Jesus die Heiligen: keine Superfrommen, sondern ganz normale Christen.

Allerdings sagt Jesus nicht, dass es diese Eigenschaften sind, die sie heilig und selig machen. Er sagt nicht: „Ihr seid selig, *weil* ihr ein reines Herz habt“, auch nicht: „Ihr seid selig, *weil* ihr Frieden stiftet“ oder „*weil* ihr barmherzig handelt“. Der Grund zur Freude liegt bei den Heiligen nicht in ihren Eigenschaften oder irgendwelchen frommen Tugenden, sondern der Grund zur Freude liegt bei dem, was Jesus jeweils in der zweiten Hälfte seiner Seligpreisungen sagt: „... *denn* ihnen gehört das Himmelreich; ... *denn* sie sollen getröstet werden; ... *denn* sie werden Barmherzigkeit erlangen; ... *denn* sie werden Gottes Kinder heißen;“ und so weiter. Jesus nennt da Geschenke, die den Heiligen gemacht werden, und diese Geschenke sind es, über die sie sich freuen können und die sie selig machen. Dabei ist selbstverständlich klar, wer der Geber dieser Geschenke ist: der Vater im Himmel. *Er* schenkt den Heiligen das Himmelreich, *er* tröstet sie in Traurigkeit, *er* ist ihnen barmherzig und vergibt ihre Sünden, *er* hat sie zu seinen Kindern gemacht. Noch einmal: selig sind die Heiligen nicht wegen ihres Tuns oder ihrer Frömmigkeit, sondern wegen Gottes Tuns und wegen Gottes Barmherzigkeit, die ihnen geschenkt wird!

Das sagt auch schon ihr Name aus. „Heilig“ bedeutet nämlich „zu Gott gehörig“. Heilige sind Menschen, die zu Gott gehören. Heilige gehören deshalb zu Gott, weil Gott ihnen seine Gemeinschaft geschenkt hat. Heilige gehören deshalb zu Gott, weil sie geheiligt sind durch das Blut, das Jesus am Kreuz für sie vergossen hat; darum ist Gott ihnen barmherzig und vergibt ihnen alle Sünden. Heilige werden von Gott angesehen wie sündlose Leute, weil alle ihre Sünden abgewaschen sind. Heilige sind in der Taufe vom Schmutz der Sünde gereinigt und Gottes Kinder geworden. Kurz gesagt: Heilige sind heilig allein durch Gottes Tun, durch sein Evangelium in Jesus Christus. Zum dritten Mal: Heilig-Sein ist keine Leistung, sondern ein Geschenk von Gott. Und darum haben Heilige es gut, und darum können sie sich freuen: weil sie von Gott so reich beschenkt worden sind – unverdienterweise!

Liebe Gemeinde, jetzt merken wir es ganz deutlich: Heilige sind nicht nur tote, sondern auch lebendige Christen. Heilige sind nicht nur die etwa 12.000 Menschen, die von Päpsten im Laufe der Kirchengeschichte heilig oder selig gesprochen wurden, sondern es sind *alle* Christen: Kinder und Greise und bereits Verstorbene, Menschen mit starkem Glauben und Menschen mit schwachem Glauben, auffallend Fromme und Unauffällige. Und weil ihre Heiligkeit von Gottes Gnadengeschenk herkommt und nicht von ihren eigenen Leistungen, sind sie auch alle gleich heilig; da gibt es keine Rangunterschiede. Martin Luther hat einmal geschrieben: „Weil wir neu geboren, Gottes Kinder und Erben sind, so werden wir dem heiligen Paulus, dem heiligen Petrus, der Maria und allen Heiligen gleich an Würde und Ehre“. Und darum dürfen wir auch die Seligpreisungen unseres Herrn auf uns beziehen: Wir sind selig, wir haben es gut, wir haben Grund zur Freude, denn Gott hat uns ja Barmherzigkeit erwiesen, unsern Hunger und Durst nach Gerechtigkeit gestillt, zu seinen Kindern gemacht und in sein Reich aufgenommen. Wenn wir diese göttlichen Geschenke im Glauben annehmen und sie Grundlage unseres Lebens sein lassen, dann werden sich als Früchte dieses Glaubens auch die Dinge einstellen, mit denen Jesus die Heiligen bzw. Seligen beschrieben hat: Wir werden demütig und kindlich einfältig im Glauben, unser Herz wird rein, wir werden friedlich und barmherzig, und wir werden auch gewürdigt, unseren Teil an Kreuz und Leid in der Nachfolge des Herrn zu tragen – wir werden es dann tatsächlich als Auszeichnung ansehen können wie so viele andere Heilige vor uns.

Wenn wir uns also heute und vielleicht auch an anderen Tagen an bereits verstorbene Heilige erinnern, dann erinnern wir uns quasi an Kollegen, an Mit-Heilige, an Brüder und Schwestern im Glauben. Ich erinnere noch einmal an den Satz aus dem Augsburger Bekenntnis, der aussagt, warum wir das tun: „Über die Verehrung der Heiligen wird von den Unseren gelehrt, dass man der Heiligen gedenken soll, *damit unser Glaube dadurch gestärkt wird.*“ Es geht beim Heiligen-Gedenken um uns selbst, liebe Gemeinde! Unser Glaube wird stark, wenn wir betrachten, wie Gott Menschen vor uns das Heil geschenkt hat, oft auf ganz verschlungenen Lebenswegen und auf wunderbare Weise. Unser Glaube wird stark, wenn wir betrachten, was für erbärmliche Typen und grobe Sünder Gott bekehrt und zu Heiligen gemacht hat. Unser Glaube wird stark, wenn wir darauf achten, wie die Heiligen vor uns ihren Glauben bekannt und den Herrn Jesus Christus verkündigt haben. Und unser Glaube wird schließlich stark, wenn wir sie uns zum Vorbild nehmen und uns von

Gottes Geist umgestalten lassen, damit wir ihm ebenso fröhlich dienen wie sie damals – ein jeder mit den Gaben, die Gott ihm schenkt, an dem Platz, an den er ihn hinstellt.

Es geht beim Heiligen-Gedenken also letztlich um uns selbst und um unseren Glauben. Nachdem Gott uns heilig gemacht hat, geht es nun darum, dass wir auch heilig leben und in dieser Heiligkeit bis ans Ende bleiben. Dabei hilft es, wenn wir uns in einer langen Kolonne von Heiligen sehen, die alle unterwegs sind zur ewigen Seligkeit. Es hilft, darauf zu achten, wo die Heiligen vor uns gehen und wie sie gehen. Denn dann werden wir gewiss, dass wir auch da ankommen, wo sie schon angekommen sind. Amen.

Vom sinnvollen Leben

Predigt über Johannes 15,8 zu einer Konfirmation

Jesus sagte: Damit wird mein Vater geehrt, dass ihr viel Frucht bringt und meine Jünger werdet.

Liebe Gemeinde!

Habe bitte Verständnis dafür, wenn ich heute in der Predigt mal einseitig werde. Ich möchte mich heute nämlich ganz einseitig an die Konfirmanden wenden – ich denke, sie haben das an ihrem Konfirmationstag verdient. Aber ich bin zuversichtlich, dass trotzdem auch alle anderen etwas von dieser Predigt haben werden.

Also: Liebe Konfirmanden! Mit dreizehn und vierzehn seid ihr keine Kinder mehr. Ihr habt ungeheure Möglichkeiten vor euch liegen, jetzt, an der Schwelle zum Erwachsen-Werden. Ihr kriegt immer mehr Freiheiten eingeräumt, müsst aber auch immer mehr selbst entscheiden. Was die Schule angeht, sind schon einige Weichen gestellt; schon jetzt spezialisiert ihr euch. Ihr denkt vielleicht auch schon mal ernsthaft darüber nach, womit ihr später eure Brötchen verdienen wollt. Eure Freizeit verbringt ihr nicht mehr nur mit irgendwelchen Spielereien, sondern ihr entdeckt Hobbies, die euch vielleicht das ganze Leben hindurch begleiten werden. Ihr findet einen eigenen Freundeskreis; es sind nicht mehr unbedingt nur die Leute, mit denen eure Eltern zusammen sind. Auch hier liegen ungeheure Möglichkeiten und wichtige Entscheidungen. Es kann sein, dass ihr im jugendlichen Freundeskreis irgendwann eure Ehepartner finden werdet. Ihr habt tolle Möglichkeiten vor euch; ihr seid noch nicht festgelegt, wo und wann ihr mal was tun werdet. Mancher Erwachsene beneidet euch darum.

Wahrscheinlich habt ihr auch schon selbst mal darüber nachgedacht: über die verlockende Freiheit, erwachsen zu werden. Vielleicht auch über die *beängstigende* Freiheit, erwachsen zu werden. Vielleicht fragt ihr euch manchmal: Werde ich das packen mit dem erwünschten Schulabschluss und dem Traumberuf? Habe ich die richtigen Freunde, oder ziehen die mich irgendwo hinein,

wo ich gar nicht hin will? Finde ich einen guten Ehegefährten, und wird das dann auch ein Leben lang gut gehen? Wie wird unsere Welt in zwanzig, dreißig Jahren aussehen? Kann man dann überhaupt noch auf diesem Planeten leben? Und dann kommen wohl auch die melancholischen Gedanken: Wo ist mein Platz im Leben? Werde ich überhaupt gebraucht, und wenn ja, wozu? Was ist der Sinn meines Lebens? Ja, und wenn du so ins Grübeln kommst, dann kann es schnell geschehen, dass dich alles ankotzt. Die ungeheuren Möglichkeiten und die neuen Freiheiten sind dir dann plötzlich keinen Cent mehr wert. Was soll denn überhaupt die Lebensmühle? Du lebst, um zu arbeiten; du arbeitest, um Geld zu verdienen; du verdienst Geld, um zu leben. Wozu? Und dann kommst du dir vor wie ein Zweig, der vom Baum gebrochen ist und der im Wind hin und her treibt, ohne Ziel und Zweck.

Liebe Konfirmanden, ihr habt es gut. Ihr könnt euch nämlich immer wieder daran erinnern, dass es in Wahrheit nicht so ist. Ihr seid keine losgebrochenen und umhergetriebenen Zweige, sondern ihr habt euren festen Sitz und Halt an einem Stamm. Ihr seid nämlich Jünger des Herrn Jesus Christus, und von denen hat Jesus selbst gesagt: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ Als Jünger Jesu seid ihr fest verbunden mit eurem Herrn, seid Zweige, seid Reben am Stamm des Weinstocks. Als Jesus dieses Gleichnis seinen Jüngern vor Augen stellte, da hat er auch das Wort gesagt, das ich euch jetzt besonders weitergeben möchte: „Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger.“

„Darin wird mein Vater verherrlicht“, sagte er, und da habt ihr euren Lebenssinn! Der letzte und tiefste Sinn unseres Lebens besteht darin, dass Gott der Vater verherrlicht wird, dass wir also zu seiner Ehre leben. Das tun wir dann, wenn wir das bejahen und ausleben, wozu er uns bestimmt hat. Seht euch Sonne, Mond und Sterne an: Sie leuchten, weil der himmlische Vater sie dafür geschaffen hat. Indem sie leuchten, verherrlichen sie ihren Schöpfer; das ist ihr Lebenssinn. Seht euch das Wasser an: Es regnet vom Himmel, gibt den Pflanzen Wachstum, tränkt Menschen und Tiere, sammelt sich zu Bächen und Flüssen, fließt ins Meer und steigt dann auf, um danach wieder herabzukommen. Dazu hat der himmlische Vater das Wasser geschaffen; so verherrlicht es seinen Schöpfer; das ist sein Lebenssinn. Seht euch auch einmal einen Weinstock an: Er wächst, treibt Zweige, bringt Blüten hervor und lässt Früchte reifen. Die Menschen freuen sich an den Weintrauben, essen sie und machen Wein davon. Dazu hat Gott den Weinstock und die Reben geschaffen; das ist ihr Lebenssinn. Indem sie Früchte hervorbringen, verherrlichen sie

ihren Schöpfer. Und dann denkt an euch selbst: Der himmlische Vater hat euch geschaffen, damit ihr euch an allen anderen Geschöpfen freuen sollt. Er hat euch einen Mund gegeben, mit dem ihr ihn loben könnt. Er hat euch einen Leib gegeben, mit dem ihr arbeiten und etwas Gutes schaffen könnt, euch selbst und anderen Menschen zum Nutzen. Er hat euch auch eine Seele gegeben, mit der ihr ihm vertrauen und gehorchen könnt; er möchte auch, dass diese Seele ewig lebt. So hat der himmlische Vater euch geschaffen, und so sollt ihr ihn ehren; das ist euer Lebenssinn. Aber ihr wisst auch, dass ihr ohne Jesus diesen Lebenssinn verfehlen würdet, weil da ein Stachel in eurer Seele steckt; man nennt ihn Sünde. Durch diesen Stachel könnt ihr euch oft nicht freuen. Durch diesen Stachel lobt euer Mund Gott oft nicht. Durch diesen Stachel tun eure Hände Unnützes und Schädliches. Durch diesen Stachel ist eure Seele oft verzagt, ungehorsam und trotzig. Aber bei Jesus wird euch dieser Stachel nicht verderben, denn Jesus zieht ihn aus eurem Herzen. Jesus hat den Stachel der Sünde und des Todes ein für allemal besiegt, weil er für uns gestorben und auch wieder auferstanden ist. Wenn ihr an Jesus bleibt wie die Reben am Weinstock, dann seid ihr für immer mit Gott verbunden, und dann lernt ihr so leben, wie es ihm gefällt; dann verherrlicht ihr ihn und findet euren Lebenssinn.

Liebe Konfirmanden, dazu sagt ihr heute ja: Ja, ich will eine Rebe am Weinstock Jesus Christus sein und bleiben. Ihr sagt ja zu dem, was Gott euch schon längst geschenkt hat, am Tag eurer Taufe nämlich; da seid ihr eingepflanzt worden in den Weinstock Jesus Christus. Ihr sagt heute mit eigenem Mund und aus eigenem Herzen das Ja, das am Tage eurer Taufe Eltern und Paten stellvertretend für euch gesprochen haben. Und ich wünsche euch am allermeisten, dass ihr es von ganzem Herzen sagt, auch mit *fröhlichem* Herzen, und dass ihr jetzt und euer ganzes Leben lang spürt: Es gibt nichts Besseres, als eine Rebe am Weinstock Jesus Christus zu sein. Denn auf diese Weise kann ich den Vater im Himmel verherrlichen, und das ist letztlich mein Lebenssinn.

„Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt“, sagte Jesus. Wie die gute Rebe am Weinstock süße Trauben hervorbringt, so wird auch euer Leben schöne Frucht bringen, wenn ihr am Weinstock Jesus Christus bleibt. Was sind das für Früchte? Ich habe es ja vorhin schon gesagt: Ein Mund, der Gott lobt. Ein Leib, mit dem ihr arbeitet und etwas Gutes schafft, euch selbst und euren Mitmenschen zugute. Eine Seele, die dem dreieinigen Gott in allen Lebenslagen vertraut, auch dann noch, wenn dem äußeren

Anschein nach alles schief läuft, alles anders kommt, als man denkt. Eine Seele, die Gottes Geboten gehorcht, die ihn liebt und auch allen Menschen gegenüber voller Liebe ist. Eine Seele, die ihren ganzen Lebenshunger nicht in den siebenzig oder achtzig Erdenjahren stillen will – denn das kann nur zur bitteren Enttäuschung werden –, sondern eine Seele, die voller Vorfreude ist auf die ewige Herrlichkeit: „Ach, denk ich, bist du hier so schön / und lässt du mir so lieblich gehn / auf dieser armen Erden, / was wird doch in in jener Welt / dort in dem reichen Himmelszelt / und güldnen Schlosse werden.“ Solche Früchte wünsche ich euch, und ihr werdet sie hervorbringen, wenn ihr an Christus bleibt.

Dazu werden auch andere, ganz persönliche Früchte kommen. In euch stecken ungeheure Möglichkeiten, denn ihr habt Gaben und Anlagen von eurem Gott mitbekommen, aus denen viel werden kann. *Geistige* Gaben zum Beispiel; ihr seid alle nicht auf den Kopf gefallen, ihr nehmt alles mit wachem Geist auf. *Künstlerische* Gaben zum Beispiel, in der Musik oder im kreativen Gestalten. *Soziale* Gaben: Ihr könnt Fröhlichkeit ausstrahlen, ihr könnt euch als Jugendliche schnell für etwas begeistern und andere damit anstecken, ihr könnt Kontakte knüpfen auch über alte und festgefahrene Grenzen hinweg. Das alles sind Gaben, aus denen Früchte werden können. Sie werden den Vater verherrlichen, wenn ihr am Weinstock Jesus Christus bleibt und diese Gaben für ihn einsetzt – hier in eurer Gemeinde, in eurer Kirche und wo immer ihr seid.

„Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger“, sagte Jesus. Jünger Jesu sein, das meint im Klartext dasselbe wie Reben am Weinstock Christi sein. Jünger Jesu seid ihr in eurer Taufe geworden, nach dem Befehl Jesu: „Macht zu Jüngern alle Völker und tauf sie“ (Matth. 28,19). Aber als Jünger seid ihr noch nicht fertig, das sagt schon der Begriff. Ein Jünger ist noch ein Lernender. Ein Jünger ist jemand, der sich noch einübt ins Tun des Meisters, der ihn noch nicht erreicht hat, wenn er auch dessen Vorbild anstrebt. Jeder Christ ist so ein unfertiger Jünger, solange er auf Erden lebt. Deshalb sagte Jesus auch: „... und *werdet* meine Jünger“. Ein Jünger ist immer im Werden. Darum ist die Konfirmation auch kein Abschluss, kein End- oder Zielpunkt, sondern nur eine Etappe auf dem Weg der Jüngerschaft. Stellt euch vor, ihr seid Segelflugzeuge. Zuerst bist du durch ein Schleppeil mit einem Motorflugzeug verbunden. Du wirst hinterhergezogen, in die Luft geschleppt und auf die richtige Höhe gebracht. So war es bisher bei euch in der christlichen Erziehung. Eure Eltern, eure Paten und euer Pastor haben versucht, diesen Dienst zu tun. Heute, bei der Konfirmation,

klinkt nun das Schleppseil aus, und ihr fliegt frei – aber auch in eigener Verantwortung! Es liegt an euch, ob ihr einen Kurs wählt, der Gott gefällt und der euch gut ans Ziel bringt, oder ob ihr auf Abwege geratet oder gar abstürzt.

Vielleicht wird euch bei dem Gedanken etwas mulmig – auch im Blick auf das Konfirmationsversprechen, das ihr jetzt gleich verantwortlich abgeben sollt. Das braucht aber nicht so zu sein. Denn ihr werdet nicht nur „ja“ sagen, sondern ihr werdet sagen: „Ja, mit Gottes Hilfe.“ Dieser Zusatz ist ganz wichtig. Ohne Gottes Hilfe könntet ihr dieses Versprechen niemals einhalten, ohne seine Hilfe würde es euch niemals gelingen, Gott zu verherrlichen und euren Lebenssinn zu finden. Aber ihr dürft mit seiner Hilfe rechnen, und wir wollen sie heute auch besonders erbitten. Du, liebe Gemeinde, werde nicht müde, Fürbitte zu tun für diese jungen Christen! Ja, um Gottes Hilfe wollen wir bitten, und mit dieser Hilfe dürfen wir rechnen. Wir finden sie in Gottes Wort, in der christlichen Gemeinschaft und im Heiligen Abendmahl, das ihr Konfirmanden heute zum erstenmal empfangen dürft – im Leib und Blut Christi zur Vergebung eurer Sünden und zur Stärkung eures Glaubens. Bleibt nur fleißig dran! Denn da habt ihr den Lebenssaft vom Weinstock Jesus Christus, der euch leben lässt, Frucht bringen lässt, den Vater verherrlichen lässt und in Ewigkeit lebendig erhält. Amen.

Das wichtigste Ich-bin-Wort Jesu

Predigt über Johannes 14,6 zu einer ökumenischen Veranstaltung

Jesus sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich.

Liebe Mitchristen!

Dieser Satz gehört zu den wichtigsten Worten, die unser Herr Jesus Christus gesagt hat. Jeder Christ sollte diesen Satz kennen, am besten auswendig. Aber man sollte diese Wörter nicht nur oberflächlich kennen, sondern man sollte sich auch ihre tiefe geistliche Bedeutung bewusst machen. Dabei möchte ich mit dieser Predigt helfen.

Immer wenn Jesus sagte: „Ich bin“, dann könnte man bereits hinter diesen beiden Wörtern einen Punkt setzen. „Ich bin“, das ist schon für sich genommen eine bedeutungsvolle Aussage. So hatte sich Gott bereits dem Mose am brennenden Busch vorgestellt: „Ich bin der Ich-Bin“ – „Mein Name ist Ich-Bin“. Damit ist der Gottesname „Jahwe“ erklärt, der im Alten Testament 6828-mal vorkommt (in der Lutherbibel ist er stets mit dem Wort „HERR“ in Großbuchstaben wiedergegeben). Wenn Jesus also sagt „Ich bin“, dann zeigt er damit, dass er Gott ist, dass er Jahwe ist, dass er der Herr ist. Als Jesus einmal auf sein Alter angesprochen wurde, sagte er: „Ehe Abraham wurde, bin ich“ (Joh. 8,58). Wohl bemerkt: nicht „war ich“, sondern „bin ich“ – Jesus ist der wahre Gott von Ewigkeit. Auch sonst ließ er keinen Zweifel daran. Er sagte: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh. 14,9); „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10,30). Der Apostel Paulus bezeugt von ihm, dass die ganze Fülle der Gottheit in ihm wohnt (Kol. 2,9). Der Anfang des Johannesevangeliums nennt Jesus das Fleisch gewordene Gotteswort – das heißt, alles, was Gott uns zu sagen hat, das sagt und zeigt er uns durch seinen Sohn Jesus Christus. Und darum kann keiner Gott wirklich erkennen, der Jesus nicht kennt. Deshalb sagte Jesus ja auch unmittelbar im Anschluss an unser wichtiges Ich-bin-Wort: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Niemand findet Frieden und Gemeinschaft mit Gott ohne Jesus. Niemand kann in den Himmel

kommen ohne den Gottessohn. Und wenn du noch auf der Suche nach Gott bist, wenn dein Glaube mehr ein unsicheres Tasten und fragendes Suchen ist, dann lass dir diesen Rat geben: Versuche nicht, Gott darin zu verstehen, was er in der Welt heute alles tut und zulässt, da ist unser menschlicher Verstand nämlich total überfordert. Lerne vielmehr Jesus richtig kennen; beschäftige dich mit dem, was Jesus gesagt und getan hat; da findest du Gott in all seiner Liebe und Barmherzigkeit; da findest du Gott, wie er sich selbst dir zeigen und offenbaren möchte. Jesus ist der Ich-Bin, Jesus ist Gott der Herr, der Allmächtige.

Nun steht aber nach „Ich bin“ kein Punkt, sondern es geht weiter: „Ich bin der Weg“, sagt Jesus. Wie sollen wir uns das vorstellen? Mir hat sich da im Lauf der Zeit ein ganz starkes Bild eingeprägt. Da ist eine Gebirgslandschaft mit einer tiefen Schlucht. Die Felswände sind so steil, dass niemand von der einen Seite der Schlucht auf die andere Seite gelangen kann. Auf der einen Seite steht Gott in all seiner Herrlichkeit und Heiligkeit. Auf der anderen Seite stehen wir Menschen. Die Schlucht ist unsere Sünde. Das Wort „Sünde“ hat mit „absondern“ zu tun, und das ist ja eigentlich das Entsetzliche an der Sünde: nicht, dass wir ein paar Fehler gemacht haben, sondern dass wir uns immer, wenn wir sündigen, von Gott lossagen, von Gott absondern. Wer sündigt, der zeigt damit letztlich: „Ich weiß besser als Gott, was gut ist, ich lasse mir von ihm nichts vorschreiben.“ Und damit ist das Verhältnis zu Gott zerbrochen, und Gott müsste nun seinerseits einen dicken Trennungsstrich zwischen sich und uns ziehen, denn unheilige und aufmüpfige Menschen haben beim heiligen Gott nichts verloren. Ja, die Sünde ist die unüberwindliche Schlucht zwischen Gott und uns sündhaften Menschen. Wirklich unüberwindlich? Gibt es da keinen Weg hinüber? Doch, einen Weg gibt es, und der heißt Jesus Christus. Ich sehe in diesem Bild nun eine hölzerne Brücke, die über der Schlucht der Sünde die beiden Seiten verbindet. Diese Brücke ist eigentlich ein Kreuz, das quer über den Graben gelegt wurde. Es ist das Kreuz, an dem Jesus für unsere Sünden starb. Durch Jesus erlöst und heilig gemacht, können Menschen nun zum heiligen Gott gelangen. „Ich bin der Weg“, sagt Jesus, „niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Der Glaube an ihn und die Vergebung der Sünden, das ist der einzige Weg, auf dem Menschen zu Gott finden können. Freilich ist das kein bequemer Weg; es handelt sich nicht um eine sechsspurige Autobahn. Jesus selbst hat seine Jünger gelehrt: „Der Weg ist schmal, der zum Leben führt“, nicht viele wollen ihn gehen (Matth. 7,14). Der Weg ist, wie gesagt, das Kreuz. Und wer von Jesus erlöst wurde und ihm

nun nachfolgen will, der darf auch für sich selbst den Weg des Kreuzes nicht scheuen. Christsein ist oft ganz schön unbequem, manchmal auch schmerzhaft. Niemand sollte meinen, der Glaube an Jesus sei eine einfache Möglichkeit für ein lustvolles und bequemes Leben unter Gottes Segen. Wer ein lustvolles und bequemes Leben haben will, der muss sich mit dem Teufel einlassen; aber der Preis, den er am Ende zahlen muss, ist hoch, sehr hoch. Nein, nur Jesus ist der eine Weg zum himmlischen Vater und zu seiner ewigen Herrlichkeit, und dieser Weg ist das Kreuz.

Jesus ist nun aber nicht nur der Weg, sondern auch die Wahrheit. Wir könnten auch sagen: der Wegweiser. Denn er hat sich nicht nur selbst zum Weg über die Schlucht der Sünde gemacht, sondern er lädt zugleich durch sein Wort ein, diesen Weg zu betreten. Erlösen und zur Erlösung einladen, das sind die beiden Aufgaben, die zu erfüllen der Gottessohn Mensch geworden ist. Martin Luther hat einmal gesagt: „Die Heilige Schrift ist der Berg, auf dem der Christus den Christus predigt.“ Richtig: Jesus ist *Inhalt* des Evangeliums und *Verkündiger* des Evangeliums zugleich! Und indem er beides ist, ist er die Wahrheit Gottes. Denn seine Einladung führt nicht in die Irre, dafür hat er ja selbst gesorgt. Freilich, ein Wegweiser will beachtet und gelesen sein, sonst bräuchte er gar nicht dazustehen. Jesu Verkündigung und Lehre in der Bibel will beachtet und gelesen sein, sonst laufen wir Gefahr, den einen Weg zum himmlischen Vater zu verfehlen. erinnert ihr euch an eines der letzten Worte des auferstandenen Herrn an seine Jünger? Es war der Satz: „Lehrt die Menschen, alles das zu beachten, was ich euch gesagt habe“ (Matth. 28,19). Alles, was er den Aposteln sagte, alles, was die Apostelworte des Neuen Testaments uns von ihm überliefern, das sollen wir lernen und halten. Da haben wir die Wahrheit, die uns zum himmlischen Vater und zum ewigen Leben führt. Es gibt Leute, die denken, Christen dürfen nicht dogmatisch sein, sondern sie müssen tolerant sein. Falsch! Denn ein Dogma ist nichts anderes als eine Lehre, die der Herr Jesus Christus uns über seine Apostel anvertraut hat. Wir sollen uns daran halten, sie lobpreisend nachsprechen und an andere weitergeben. Wer kein Dogma will, der haut den Wegweiser der Lehre Christi um und überlässt die Menschen ihren eigenen frommen Gefühlen. Und wer mit kirchlichen Lehren tolerant umgehen will, dem ist offenbar nicht wichtig, was Jesus eigentlich wollte: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ – alles, ohne Abstriche, ohne Veränderung, ohne Zusätze. Liebe Mitchristen, wir kommen aus verschiedenen Kirchen und Bekenntnistraditionen und wir wollen im Sinne der Ökumene unseren Glauben gemeinsam leben und

bezeugen. Das ist gut so – aber nicht um den Preis, dass wir sagen: „Die Lehre ist nicht so wichtig; lasst uns tolerant sein, es macht doch nichts, wenn die einen die Worte Jesu so auslegen und die anderen anders.“ Ich wünschte, wir würden die ökumenischen Kontakte noch viel intensiver dafür nutzen, dass wir gemeinsam in der Heiligen Schrift forschen und gemeinsam fragen: Was hat denn unser Herr wirklich gesagt und gelehrt? Was bedeutet das und was hat das heute für Folgen?“ Wenn wir so fragen, dann fragen wir nach nichts anderem als nach der Wahrheit, denn Jesus sagte: „Ich bin die Wahrheit.“

Und er ist auch das Leben. Weg, Wahrheit und Leben. Wenn wir uns von der Wahrheit der Bibel auf den Weg des Kreuzes leiten lassen, dann finden wir das Leben. Denn Leben ist eigentlich nur da, wo Gott ist. Die Bibel nennt ungläubige Menschen manchmal ganz hart „Tote“. Auch wenn sie äußerlich betrachtet noch am Leben sind, fehlt ihnen doch etwas ganz Entscheidendes zum Leben: die Gemeinschaft mit Gott. Wer durch Glaube und Taufe zu Jesus Christus findet, der findet damit nicht einfach besseres oder erfüllteres Leben, sondern er fängt damit überhaupt erst richtig zu leben an. Darum nennt die Bibel die Taufe ja auch ein „Bad der Wiedergeburt“ (Titus 3, 5). Und dieses richtige Leben ist ein ewiges Leben; wer es hat, wird „bleiben im Hause des Herrn immerdar“ (Ps. 23,6). Dass dieses Leben im Himmel einmal sein Ziel und seine Vollendung erfährt, heißt aber nicht, dass es nicht jetzt schon richtig losgegangen ist. Christus ist heute schon das Leben, in dieser Welt, in unserem Alltag. Und er gestaltet es wunderbar. Er lehrt uns, wie wir mit den Mitmenschen am besten klarkommen, wie wir liebevoll und zugleich wahrhaftig leben können. Er erinnert uns an Gottes Schöpfungsordnung für die Welt, führt uns sozusagen die Gebrauchsanweisung für gutes Leben mit Gottes Geboten vor Augen. Er hat uns ein Mitspracherecht beim himmlischen Vater eingeräumt, das ist ein gewaltiges Vorrecht: Wir dürfen beten und wir können auf diese Weise Einfluss nehmen auf die Politik des mächtigsten Präsidenten! Der heilige Geist leitet uns, wenn wir uns in die Gesellschaft einmischen und in ihr Gottes Maßstäbe geltend machen: In der Schule, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in der kleinen und großen Politik oder wo auch immer. Jesus ist das Leben, und durch Jesus können wir auch mit beiden Beinen im Leben dieser Welt stehen. Das sollen wir auch; „Licht der Welt“ sollen wir sein (Matth. 5,14). Und dabei braucht uns nicht anzufechten, dass die Christenheit oft scheinbar so schwach und klein ist. Man braucht nicht viel Salz, um eine Suppe schmackhaft zu machen. „Ihr seid das Salz der Erde“, das hat Jesus auch gesagt (Matth. 5,13).

Und so wollen wir uns durch dieses wichtige Ich-bin-Wort des Herrn vor allem Dingen ermutigen lassen. Jesus ist Gott und hat uns erlöst, damit wir zu Gott finden bei ihm leben können, jetzt und für immer. Jesus spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Amen.

Zum Leben hindurchgedrungen

Predigt über Johannes 5,24 zu einer Beerdigung

Jesus sagte: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Liebe Trauergemeinde!

Die Verstorbene liebte es, mit ihrer Familie zusammen zu sein und zu feiern. Sie liebte es, für ihre Angehörigen zu kochen und zu backen und sie dann zu verwöhnen. Gewiss werden heute viele von euch an solche frohen Stunden mit ihr zurückdenken. Das darf auch sein, und das *soll* so sein: *Dankbar* wollen wir uns daran erinnern, was Gott alles Gutes geschenkt hat durch das Leben der Verstorbenen. Unsere Traurigkeit soll diese Dankbarkeit nicht kaputt machen. Aber die Traurigkeit lässt sich ja nun einmal nicht leugnen. Heute ist die Familie eben nicht zu einem frohen Fest mit ihrer Mutter zusammengekommen, sondern aus einem ernsten Anlass: Wir wollen Abschied nehmen von ihr, weil sie nun nicht mehr unter uns ist. Es wird für die Familie nie wieder so sein wie früher; durch ihren Tod hat sich unwiderruflich etwas verändert.

Ja, die Verstorbene hat ihr zeitliches Leben nun hinter sich gebracht und damit ihre zeitliche Familie verlassen. Aber sie hat ja nicht nur eine *zeitliche* Familie, sondern auch eine *ewige* Familie: das Reich Gottes! Gott hat sie nicht nur für das *zeitliche* Leben geschaffen, dass jetzt nach einem Lebensalter zuende gegangen ist, sondern Gott hat sie auch für das *ewige* Leben geschaffen, das nie zuende gehen wird. Unsere Verstorbene ist ja bald nach ihrer *leiblichen* Geburt *wiedergeboren* worden zum ewigen Leben durch die heilige Taufe. Sie hat in ihren Erdenjahren Gott vertraut und auf das gehört, was Jesus ihr durch das Wort der Bibel sagte. Und so gilt für sie, was Jesus versprochen hat: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben.“

Jesus hat das nicht nur einfach gesagt als ein großer Prophet. Jesus ist für diese Botschaft selbst gestorben und danach auferstanden, damit wir durch ihn das ewige Leben finden. Gottes eingeborener Sohn ist für unsere Verstorbene und für alle ein Mensch geworden, um uns zu erlösen. Als Mensch hat er unter großen Schmerzen und Qualen am Kreuz sein Leben dahingegeben, damit der Tod über unsere Verstorbene nicht das letzte Wort hat, und über keinen anderen Menschen. Jesus Christus ist dann auferstanden von den Toten und hat sich vielen Zeugen als Sieger über den Tod gezeigt, damit unsere Verstorbene und alle Menschen durch ihn zum ewigen Leben gelangen können. Jesus Christus macht den Unterschied! Wegen Jesus brauchen wir heute nicht traurig zu sagen: „Es ist alles vorbei!“, sondern wir können sagen: „Etwas Neues fängt an für unsere Verstorbene – das ewige Leben in Herrlichkeit!“ Wir wissen, dass Gott ihr alle Schuld vergeben hat um Jesu willen. Wir wissen darum auch: Wenn sie erwacht und vor Gottes Gericht steht, dann darf sie Gnade und Freispruch erwarten um Christi willen. Und wir wissen: Wer in Gottes Gericht am Ende der Zeit freigesprochen wird, der darf in die Herrlichkeit Gottes eingehen, die nie enden wird. Da sind dann alle Schmerzen und Nöte dieser Welt vergessen, da wischt Gott selbst alle Tränen ab. Da, im ewigen Leben, werden die Menschen zusammen sein als ewig fröhliche Familie; da wird das Feiern und Lachen nie aufhören; Jesus hat es versprochen. Er hat gesagt: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“

Und das ist nicht eine unsichere Hoffnung oder ein schwacher Trost, sondern dieses Versprechen hat Jesus mit einem feierlichen Eid besiegelt. Er hat es uns geschworen, denn er sagte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben.“ Ihr Lieben, lasst *euch* das gesagt sein, nehmt es euch zu Herzen! Die Verstorbene ist nun in Gottes gnädiger Hand, sie kann und braucht dieses Wort ihres Herrn nun nicht mehr hören, weil sie jetzt vom Glauben zum Schauen hindurchdringt. *Wir* aber haben dieses Wort Jesu nötig: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat...“ Wir haben es nötig, auf das Wort des Evangeliums zu achten. Wir haben es nötig, uns mit Gottes Wort zu beschäftigen und Predigten zu hören. Wir haben es nötig, uns mit dem Leib und Blut Christi speisen zu lassen im Heiligen Abendmahl. Bäckerin war die Verstorbene gewesen, gern gebacken hat sie und gekocht. Sie wusste, dass gutes Essen wichtig ist. Dasselbe gilt für *geistliches* Essen, für Gottes Wort!

Jesus sagt: „Wer mein Wort hört..., der hat das ewige Leben.“ Das bedeutet: Wer ihn, das Lebensbrot, zu sich nimmt, wer sich vom Evangelium nährt, wer seine Seele nicht verhungern lässt, *der* hat das ewige Leben! Darum lasst uns nicht nur den Zusammenhalt in unserer *zeitlichen* Familie pflegen, sondern auch den Zusammenhalt in unserer *ewigen* Familie, in Gottes Reich, in der Kirche und Gemeinde, im Gottesdienst, beim Wort der Predigt und beim Heiligen Abendmahl. Denn nur da kann man hören, was den Tod überwindet und zum ewigen Leben führt. Nur da geht es um das großartige Versprechen des Herrn Jesus Christus, das allen Menschen gilt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ Amen.

Über den Autor

Matthias Krieser ist Pfarrer in Fürstenwalde (Spree). Geboren 1955 in Berlin, führte ihn das Theologiestudium nach Oberursel (Taunus), Erlangen, Fort Wayne (USA) und Hamburg. 1985 wurde er ordiniert und arbeitete dann als Gemeindepastor in Brunsbrock (Niedersachsen). Von 1993 bis 2003 lebte er mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Botswana. Er war dort als Missionar und theologischer Lehrer tätig. Publizistische Erfahrungen sammelte Matthias Krieser bei der Medienmission „Lutherische Stunde“ und bei der Zeitschrift „Lutherische Kirche“.

